



Enquetekommission V

15. Sitzung (öffentlicher Teil)¹

23. November 2015

Düsseldorf – Haus des Landtags

10:30 Uhr bis 12:30 Uhr

12:30 Uhr bis 15:15 Uhr

Vorsitz: Ingrid Hack (SPD) (Vorsitzende)
Dr. Anette Bunse (CDU) (Stellv. Vorsitzende)
Walter Kern (CDU) (Amt. Vorsitzender)

Protokoll: Dr. Karsten Broosch, Birgit Raddatz

Verhandlungspunkt:

Glück und Zufriedenheit von Familien

– Öffentliche Anhörung von Sachverständigen –

* * *

¹ nichtöffentlicher Teil nÖEKPr 16/85

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich darf Sie an ungewohnter Stelle begrüßen. Unsere Vorsitzende, Frau Hack, ist aus persönlichen Gründen verhindert.

Ihnen ist sicherlich bewusst, dass dies eine öffentliche Anhörung ist, die im Livestream verfolgt werden kann.

Die Tagesordnung ist Ihnen mit der Einladung 16/13777 übersandt worden. Änderungs- oder Ergänzungswünsche zur Tagesordnung sind bisher nicht eingegangen.

Es gibt eine einvernehmliche Empfehlung der Obleute und auch aus organisatorischen Gründen die Erforderlichkeit, nach der Anhörung den formellen Beschluss zur Exkursion 2016 zu fassen. Daher wird die Anhörung als Tagesordnungspunkt 1 behandelt und die Tagesordnung um Punkt 2, Verschiedenes, ergänzt. – Ich sehe keinen Widerspruch. Dann treten wir jetzt in die Tagesordnung ein.

Ich darf zunächst Frau Elisabeth Koschorreck als neu berufenes Kommissionsmitglied begrüßen. Seien Sie uns herzlich willkommen! Schön, dass Sie da sind!

(Beifall)

Das Thema der heutigen Anhörung lautet: „Glück und Zufriedenheit von Familien“. Ich freue mich auf die Beiträge der zahlreich erschienen Sachverständigen.

In der Sitzung der Enquetekommission am 11. September 2015 haben wir beschlossen, zu dem Thema „Glück und Zufriedenheit von Familien“ eine öffentliche Anhörung durchzuführen. Mit Schreiben der Landtagspräsidentin gleichen Datums wurden die Sachverständigen zu der Anhörung geladen. Die anwesenden Sachverständigen begrüße ich noch einmal sehr herzlich. Ich freue mich, dass Sie den Mitgliedern der Kommission heute für die Beantwortung von Fragen zur Verfügung stehen.

Hinweisen möchte ich auf die vorab eingegangenen Stellungnahmen. Für diese möchte ich mich ausdrücklich im Namen der gesamten Kommission bedanken. Überstücke der Stellungnahmen und des Tableaus finden Sie am Eingang zum Sitzungssaal ausgelegt.

Des Weiteren weise ich auf die Zuschrift des ABA-Fachverbandes zum Thema der heutigen Anhörung mit der Nummer 16/830 hin. Frau Dr. Richard-Elsner vom ABA-Fachverband wurde darüber informiert, dass ihre aktive Teilnahme an der Anhörung heute leider nicht vorgesehen ist. Gleichwohl haben wir ihr Schreiben selbstverständlich berücksichtigt.

Zum Weiteren Ablauf gebe ich Ihnen noch folgende Hinweise: Zunächst wird den anwesenden Sachverständigen die Möglichkeit eines kurzen, zwei- bis dreiminütigen Eingangsstatements gegeben. Ich orientiere mich beim Aufruf der Sachverständigen an dem vorliegenden Tableau. Hieran werden sich die Fragen der Kommissionsmitglieder anschließen. Die Kolleginnen und Kollegen darf ich bitten, sich pro Fragerunde auf zwei bis drei Fragen zu beschränken. Benennen Sie bitte auch immer den Sachverständigen, an den Sie eine Frage richten. Bitte beachten Sie bei Ihren Fragen, dass Herr Professor Dr. Bucher die Sitzung um 15 Uhr verlassen muss.

Ich bitte als ersten Sachverständigen Herrn Klaus Amoneit um sein Statement.

Klaus Amoneit (PEV-NRW e.V.) (Stellungnahme 16/3176): Herzlichen Dank, Frau Vorsitzende! Ich bin Vorsitzender des Progressiven Eltern- und Erziehverbandes Nordrhein-Westfalen. Unsere Gründung geht auf die Zeit Anfang der 70er-Jahre zurück. Nun sind die 68er und 73er in der Gesellschaft nicht immer so wunderbar beurteilt worden, sondern es gab und gibt natürlich auch meinerseits bzw. unsererseits an der Entwicklung, die in der 68er- und der 70er-Zeit ihren Anfang nahm, Kritik. Aber wir müssen feststellen – das war damals unser Beweggrund für die Gründung dieses Verbandes –, dass insbesondere unsere gesellschaftlichen Bildungsbemühungen in Bezug auf solche Familien, die es besonders schwer haben, nicht ausreichend entwickelt sind.

Ich habe in meinem Hauptberuf – neben meiner ehrenamtlichen Elternverbandstätigkeit – 30 Jahre Jugendamtsleitertätigkeit hinter mir. Von daher mögen Sie einschätzen können, warum ich behaupte: Wir müssen in die Eltern-, Bildungs- und Beratungsarbeit insbesondere in den Wohnbezirken, wo unsere Sorgenfamilien wohnen, mehr investieren. Die Arbeit in diesen Wohnbezirken muss auch besser koordiniert werden.

Wir haben mit den Kollegen unseres Referententeams versucht, unsere Antworten auf Ihre Fragen in einigen Punkten zusammenzufassen. Wir müssen zusehen, dass über die Strukturen in den Stadtteilen und Wohnbezirken Arbeitskapazität zusätzlich eingesetzt wird, die versucht, alle Bildungsaktivitäten, die es im Stadtteil gibt, zu koordinieren. Dazu gehören auch die Aktivitäten der Frühen Hilfen im Rahmen der Jugendhilfe, die in den letzten beiden Jahrzehnten dankenswerterweise eine positive Entwicklung genommen haben. Die Familienhebammen und Familienpaten sind weitere positive Beispiele. Ich wünsche mir, dass Familienpaten auch stärker professionell aufgestellt werden. Das kann nicht bei einer ehrenamtlichen Funktion bleiben; denn in diesem Bereich ist knochenharte Erziehungshilfeleistung zu leisten.

Wir müssen das, was wir unter dem Dach der Familienzentren in den Kindertageseinrichtungen seit mehreren Legislaturperioden dieses Hauses auf der kommunalen Ebene entwickelt haben, im Hinblick auf den Anteil der Elternbildungsarbeit verstärken. Diese darf sich nach den Erfahrungen unseres Verbandes nicht darauf beschränken, die Eltern gelegentlich zum Elternabend einzuladen und ansonsten, wie es in der Schule als Fehlhaltung immer noch üblich ist, als helfende Kräfte für die schönen Dinge des Schulalltags, zum Beispiel den Weihnachtsbasar, der bald wieder ansteht, und die Sommeraktivitäten, heranzuziehen. In den Wohnbezirken muss vielmehr ein einheitliches Erziehungshandeln von Eltern, Lehrern, Erzieherinnen und OGS-Mitarbeitern zustande kommen. Das ist unser Kernpetitum, das auch in der abgegebenen Stellungnahme deutlich wird. Ich kann es mir sicherlich ersparen, darauf im Detail einzugehen oder das vorzulesen.

Ich will nur noch eine wichtige These, die provozieren soll – aber vielleicht provoziert sie gar nicht mehr –, hervorheben: Alle PISA-Studien weisen einen Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und erworbenen Kompetenzen der Schülerinnen und Schüler aus. Das wissen wir nicht erst seit der Jahrtausendwende; die Experten hatten das schon in früheren Untersuchungen festgestellt. Wenn dem so ist, dann dürfen wir unser Bildungsorchester im Stadtteil nicht nur als schulisches Bildungsorchester verstehen. Wenn die Schule im Alter von 6 Jahren beginnt, dann sind mehr

als 60 % der Persönlichkeitsentwicklung des Kindes bereits angelegt und geprägt. Angesichts dessen müssen wir zusehen, dass wir im Stadtteil ein Bildungskonzert zustande bringen, mit dem auch die Potenziale der Eltern geweckt werden, von denen wir landläufig meinen, so viel Potenzial stecke da nicht drin. Das darf nicht sein, weil das auf Kosten der Seelen, der Gesundheit, der Persönlichkeit der Kinder ginge.

Wir sind aber in der Situation – sonst wären diese PISA-Ergebnisse nicht immer wieder von uns zu beklagen –, dass die soziale Herkunft immer noch viel zu oft über die Kompetenzen, die erworben werden, entscheidet.

Ich will es dabei belassen, Frau Vorsitzende.

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Das passt. Sie ersparen es mir damit, Sie an die fünf Minuten zu erinnern. Vielen Dank!

Wir hören jetzt Herrn Tobias Bendfeld vom Diakonischen Werk des Kirchenkreises Steinfeld-Coesfeld. Sie haben das Wort – fünf Minuten. Danke.

Tobias Bendfeld (Diakonisches Werk des Ev. Kirchenkreises Steinfurt-Coesfeld-Borken e.V.) (Stellungnahme 16/3161): Herzlichen Dank! Ganz kurz zu meiner Person: Ich bin Leiter einer integrierten, vernetzt arbeitenden Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche mit den Bausteinen Erziehungs- und Familienberatung sowie Schwangeren- und Schwangerschaftskonfliktberatung. Wir sind in Bezug auf die Aufgaben, die wir abdecken, sehr breit aufgestellt. Das beginnt schon vor der Geburt und leitet über zu den Frühen Hilfen und dort angedockten Projekten wie den Familienhebammen. Die Erziehungs- und Familienberatung macht ebenfalls einen großen Teil unserer Arbeit aus.

Aus meiner Sicht geht es darum, unter Beachtung der heutigen Herausforderungen, denen sich Familien im Alltag gegenübergestellt sehen, die Frage zu beantworten, wie eine Förderung von elterlichen wie kindlichen Kompetenzen sowie eine entsprechende Beratung erfolgen können. Die Angebote müssen so niederschwellig sein, dass sie von den Familien trotz der engen Zeitressourcen auch abgeholt werden können.

Aus meiner Sicht spielen unsere Angebote in bestimmten Übergangssituationen eine besonders große Rolle. Das können zum einen die klassischen Übergangssituationen institutioneller Art sein, zum Beispiel von der Kita in die Schule und von der Schule in das Berufsleben. Es können aber auch entwicklungsbedingte Übergänge sein, zum Beispiel die Zeit der Pubertät. Ein hoher Anteil unserer Erziehungsberatungsarbeit findet zudem in bestimmten familiären Situationen statt, zum Beispiel wenn Paare sich trennen. Insoweit werden wir an einer wichtigen Schnittstelle tätig, an der es darum geht, eine niederschwellige Form von Beratung mit den Angeboten anderer Kooperationspartner zu vernetzen. – Danke schön.

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Ich danke Ihnen. – Entsprechend dem Tableau erhält jetzt Professor Dr. Anton Bucher aus Salzburg das Wort.

Prof. Dr. Anton Bucher (Universität Salzburg) (Stellungnahme 16/3152): Meine sehr verehrten Damen und Herren! Ich hoffe, dass Sie mich akustisch verstehen. Es ist für einen österreichischen Beamten immer eine große Ehre, im großen Deutschland etwas sagen zu dürfen. Ich komme ursprünglich aus der Schweiz und befasse mich seit gut 15 Jahren mit der Thematik „Kindheitsglück“.

Im Jahr 2000 haben wir im Bundesland Salzburg eine erste Studie durchgeführt, an der 1.300 Kinder, die zwischen 6 und 13 Jahre alt waren, teilnahmen. Mich hat unter anderem interessiert, ob Kinder wirklich so unglücklich und gestresst sind, wie es im Kindheitsdiskurs so häufig bedauernd dargestellt wird. Ferner hat mich interessiert, was Kinder eigentlich glücklich macht. Ich habe dabei von Kindern sehr viel lernen dürfen, was ich in zehn Jahren Pädagogikstudium nicht gelernt hatte.

Am meisten hat mich glücklich gemacht, als eine 10-Jährige sagte: die Katze Schnurrli, der Hase Hoppel, der Vogel Gipsi, meine Freunde und dann meine Familie. – Von der Bedeutung der Haustiere hatte ich in den Jahren meines Pädagogikstudiums gar nichts gehört.

Wir haben festgestellt, dass entgegen der vielfach pessimistischen Kindheitsberichterstattung die meisten Kinder ihr bisheriges Leben als glücklich bis sehr glücklich einschätzen. Auch haben wir lernen dürfen, dass Kinder geborene Adaptionskünstler sind, das heißt, sich relativ schnell an neue Lebenssituationen anpassen können, was etwa Familienkonstellationen anbelangt.

Ferner haben wir festgestellt, dass materielle Faktoren durchaus wichtig sind, solange – mit Maslow gesprochen – die Grundbedürfnisse noch nicht abgedeckt sind. Aber ab einem bestimmten Einkommen schlagen materielle Faktoren nicht mehr als glücksbegünstigend zu Buche. Wir wissen das auch aus der Glückspsychologie Erwachsener.

Was mich als Schulpädagoge nachdenklich gestimmt hat, war der Befund, dass die Befindlichkeit bei vielen schulischen Tätigkeiten nur geringfügig besser war als die Befindlichkeit beim Zahnarzt. Man kann das aber auch so interpretieren: Die Schule trägt das Potenzial in sich, zu mehr Wohlbefinden, das nachweislich auch das Lernen verbessert, beizutragen.

Einige Jahre später kam von der Medienstelle des ZDF die Anfrage, im Zusammenhang mit dem zehnjährigen Bestehen von Tabaluga-TV zu untersuchen, ob die Kinder in der Bundesrepublik Deutschland auch so glücklich sind wie die Kinder in Österreich. „Felix Austria ...“ ist ja ein geflügeltes Wort. In Zusammenarbeit mit iconKids & Youth haben wir eine gründliche Studie mit 1.239 Kindern, die zwischen 6 und 13 Jahre alt waren, aus der gesamten Bundesrepublik durchgeführt. Wir sind zu durchaus mit Österreich vergleichbaren Ergebnissen gekommen. Die Kinder schätzen mehrheitlich ihr bisheriges Leben als glücklich ein. Das hängt allerdings stark von familiären Faktoren ab, aber weniger von der gemeinsam mit den Kindern verbrachten Zeit. Man kann als Papa 25 Stunden in der Woche mit den Kindern zusammen sein und dennoch immer ein saures Gesicht zeigen. Man kann aber auch nur sechs Stunden mit den Kindern zusammen und dennoch fröhlich sein. Glück bei Kindern erwächst vor allem aus Unternehmungen, aus Aktivität, aus intrinsischer Motivation. Glück hat mit Anerkennung und Wertschätzung zu tun. Aus der Entwick-

lungspsychologie wissen wir, wie wichtig eine sichere Bindung, grundgelegt in der frühen Kindheit, für das spätere Glückserleben ist.

Mittlerweile bin ich skeptisch geworden, Glück direkt anzielen zu wollen. Wir leben in einer Welt, in der fast so etwas wie eine Glücksdiktatur herrscht. Ich glaube, Eltern werden mit Kindern dann am glücklichsten, wenn sie Glück gerade nicht intentional anstreben, sondern wenn sie einfach das tun, was gerade ansteht, zum Beispiel viel miteinander unternehmen und gar nicht so viel an das Glück denken. – Danke.

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Ich danke Ihnen sehr herzlich, Herr Professor Bucher. – Ich bitte nun Herrn Dr. Frädrich von GEDANKENTanken, das Wort zu nehmen.

Dr. Stefan Frädrich (GEDANKENTanken GmbH) (Stellungnahme 16/3198): Einen wunderschönen guten Morgen! Zunächst zur Erklärung: Ich bin Doktor der Medizin. Wenn Sie mich als Arzt nie kennengelernt haben, ist das kein Problem; ich war in der Psychiatrie tätig.

Mir ist aufgefallen, dass wir Menschen in der Regel wissen, was wir tun sollten, aber nicht tun, was wir wissen, weil wir einen inneren Diktator haben, der Dinge sagt wie: „Lass‘ das sein!“, „Mache es morgen!“, „Sollen die anderen anfangen!“. Wir kennen das unter dem Begriff „innerer Schweinehund“. Das ist tatsächlich etwas, worauf ich mich seit einigen Jahren in meiner Arbeit fokussiere. Ich bin aus der Medizin komplett ausgestiegen und arbeite jetzt als Trainer mit Erwachsenen, unter anderem im Rahmen von Führungskräfte Trainings und Persönlichkeitsentwicklungstrainings.

Ich bin in den letzten Jahren immer wieder mit dem Thema „Glück“ zusammengekommen und habe dazu einige Dokumentationen im Fernsehen erstellt und Bücher geschrieben. Ich komme insofern nicht so sehr von der wissenschaftlichen, sondern eher von der praktischen Seite.

Ein Statement ist mir besonders wichtig: Glück ist ein sehr komplexes Empfinden. Es beruht auf vielen Faktoren, die jeweils eine individuelle Ausprägung haben und richtig zusammengesetzt sein müssen. Stichwort „biologisches Glück“: Ich muss einigermaßen körperlich gesund sein und mich auch in einem gewissen Fitnesszustand befinden, um Glück empfinden zu können. Wenn ich pflegebedürftig bin, muss ich versorgt werden, um glücklich zu sein.

Die körperlichen Faktoren können spezifiziert werden: Ich sollte nicht rauchen und nur wenig Alkohol trinken. Es ist erwiesen, dass Menschen, die einem gesunden Maße Sport betreiben, ein höheres Glücksempfinden haben oder zumindest mit Stress oder Frust besser umgehen können als andere Menschen.

Glück hat neben biologischen auch psychologische Komponenten. Die Gemengelage ist wiederum komplex. Die Menschen unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Werte, Ansichten und psychologischen Prädispositionen. Einige sind extrovertiert, andere introvertiert. Sie können sachorientiert und menschenorientiert sein. Ich kann es so formulieren: Wenn Menschen, intrinsisch motiviert, das tun können, was ihnen liegt und was sie als wichtig im Leben empfinden, dann haben sie ein hohes Glücksempfinden.

Der dritte glücksbestimmende Faktor ist das soziale Umfeld. Es ist natürlich wichtig, wo ein Mensch aufwächst und mit welchen Menschen er sich umgibt. Unser soziales Glücksempfinden kommt durch Meme, Bewusstseinsinhalte, zustande. Wenn ich mich in sozial schwierigen Umgebungen befinde und immer wieder negative Gedankeninhalte auf mich einströmen, habe ich Schwierigkeiten, Glück zu empfinden. Wenn ich nachmittags meine Zeit mit Trash-TV verbringe, kann ich nicht die Kompetenzen erwerben, die ich bräuchte, um glücklich zu sein. Wenn ich dagegen ein wertschätzendes, unterstützendes, liebevolles Umfeld habe und mich in relativer Sicherheit befinde, dann ist die Wahrscheinlichkeit, dass ich glücklich bin, relativ hoch.

Im Verlaufe der letzten Jahre bin ich zu der Überzeugung gekommen, dass ab einem gewissen Lebensalter und einem gewissen Reflexionsgrad Glück eine Entscheidungsfrage ist. Ich kenne das aus der Psychiatrie. Wenn man einen depressiven Patienten hat, wird man ihm zwar zu Beginn sagen: Okay, dir geht es schlecht. – Dann kann man Tabletten verordnen. Aber irgendwann kommt der psychotherapeutische Faktor ins Spiel. Der Patient muss erkennen, dass auch er selbst Arbeit aufwenden muss, um aus dem Sumpf irgendwie herauszukommen.

Das ist ein Hinweis, der mir sehr wichtig ist. Ab einem gewissen Lebensalter, mit dem in der Regel eine gewisse Reflexionsreife einhergeht, ist Glück auch eine Entscheidungsfrage. Dann sind wir nicht mehr Opfer der Umstände, sondern Gestalter unseres Lebens. – Danke schön.

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Ich danke Ihnen für diese Gedanken. – Dann bitte ich Frau Holz um ihr Statement.

Gerda Holz (Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e.V.) (Stellungnahme 16/3146): Ich bin am Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik in Frankfurt tätig und schwerpunktmäßig mit dem Thema „Inklusion sozial benachteiligter Gruppen“ befasst. Seit Jahren – man kann fast sagen: seit Jahrzehnten – spielt die Armutsthematik für uns eine große Rolle. Ich verweise insbesondere auf die AWO-ISS-Langzeitstudie zu Armutsfolgen bei Kindern und Jugendlichen. Auf der anderen Seite geht es uns um die Entwicklung von Präventionsansätzen auf kommunaler Ebene, Stichwort: „Mo.Ki“ der Stadt Monheim am Rhein. Darüber hinaus entwickeln wir integrierte Ansätze und Handlungsstrategien für Kommunen. Dabei geht es um Fragen des Zusammenwirkens auf kommunaler Ebene und darum, wie die Infrastruktur weiterzuentwickeln ist, um die unterschiedlichen sozialen Aspekte berücksichtigen und die unterschiedlichen Bedürfnisse der sozial unterschiedlich verankerten Gruppen aufnehmen zu können.

In der heutigen Anhörung geht es mir vor allem um die Frage: Haben Familien mit unterschiedlichen Einkommensniveaus bzw. unterschiedlichen sozialen Lagen dennoch ein ähnliches Empfinden? Anders formuliert: Sind sie ähnlich zufrieden? Sind sie ähnlich in ihrem Handeln? Oder muss insoweit sehr viel stärker differenziert werden? Gleichzeitig sind Aspekte einzubringen, die nicht nur der sozialen Herkunft geschuldet sind, sondern auch der Beziehung zwischen den Eltern und zwischen den Kindern und Jugendlichen. Es bedarf also eines differenzierten Eingehens auf die Familiensituation. Einerseits geht es um soziale Aspekte, andererseits darum, was

Familien brauchen, wobei auch die spezielle Frage zu berücksichtigen ist: Wer ist denn Familie? – Die Infrastruktur ist entsprechend bedürfnisorientiert bzw. bedarfsgerecht auszugestalten.

Ich habe versucht, in der Stellungnahme diese Differenzierung aufzugreifen, und bin zu einem Schluss gekommen, der wenig verwundert: Familien sind Familien, unabhängig von ihrer Einkommenslage. Auch von Armut betroffene Familien sind in großen Teilen glücklich und zufrieden. In der Frage aber, ob der Einzelne Chancen sieht oder sich als chancenlos betrachtet, und in der Frage, ob er sich als dazugehörig betrachtet – auch dies wirkt sich auf die Lebenszufriedenheit von Kindern und Jugendlichen aus –, klafft die Zufriedenheit umso mehr auseinander, je gefährdeter die Einkommenssituation der Familie ist.

Das Verhältnis zu den Eltern spielt für die Lebenszufriedenheit der Kinder eine große Rolle. 20 % der Kinder und Jugendlichen in Armutssituationen sagen, sie seien bestens zufrieden mit ihren Eltern. Unter den Kindern und Jugendlichen, die nicht arm sind, beträgt dieser Anteil aber 40 %.

Aus alledem folgt: Wir sind gehalten, sehr genau zu sagen, wen wir meinen und worauf unsere Bemühungen abzielen sollen. Zudem haben wir die unterschiedlichen Gegebenheiten von Familien auch unter dem Aspekt der Zufriedenheit sehr genau aufzunehmen, um daraus die Unterstützungsbedarfe abzuleiten.

Ich glaube, allen Familien – Kindern, Jugendlichen, Vätern, Mütter – ist eines gemeinsam: Sie wünschen sich Wertschätzung, Respekt und Zugang zu Angeboten. Die Schaffung einer positiven Bewältigungssituation führt wiederum zu Lebenszufriedenheit bei den Betroffenen; sie erkennen nämlich: Ich schaffe etwas. Ich kann etwas tun. – Allerdings muss die Arbeit in den Einrichtungen und Diensten unterschiedlich gestaltet werden, je nachdem, mit welcher Gruppe ich es zu tun habe. Diese Differenzierung ist mir ein wichtiges Anliegen, auch mit Blick darauf, wie wir die entsprechende Infrastruktur bzw. die Angebote unterstützen wollen.

Geschieht dies nicht, kommt es wieder zu einem klischeehaften Verständnis, und alle stellen die Fragen: Wie bekommen wir Zugang zu sozial Benachteiligten? Wie können wir Personen unterstützen? Am Anfang die Differenziertheit aufnehmen – das ist der entscheidende Punkt. Aber darüber diskutieren wir heute noch weiter. – Danke.

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Ich danke Ihnen, Frau Holz. – Nunmehr darf ich Ihnen, Frau Professor Dr. Birgit Leyendecker, das Wort geben.

Prof. Dr. Birgit Leyendecker (Ruhr-Universität Bochum, Fakultät für Psychologie/Entwicklungspsychologie) (Stellungnahme 16/3162): Beim Thema „Glück“ geht es, wenn ich auf Kinder und auf Familien schaue, im Grund um die Frage, wie positive Entwicklungschancen wahrgenommen werden können. In der Forschung findet das Resilienz-Konzept Anwendung; es ist mittlerweile auch populärwissenschaftlich verbreitet. Es eignet sich ganz gut, um zu erklären, was mit der Wahrnehmung positiver Entwicklungschancen gemeint ist.

Resilienz kann in zwei Bereiche untergeteilt werden. Das, was im Englischen mit „resiliency“ bezeichnet wird, umfasst das, womit wir geboren werden. Manche Kinder

haben ein Easy-going-Temperament, können sich von Stresssituationen relativ leicht erholen, weisen eine gute Selbstregulation auf, sind lernmotiviert. Sie haben vom dem, was sie qua Geburt mitbringen, gute Karten. Das ist über alle Familien und Schichten gleich verteilt.

Mit diesen Faktoren interagieren die Umweltfaktoren. Alle Studien zeigen, wie wichtig es ist, dass Kinder mit kompetenten Erwachsenen aufwachsen. Im Idealfall sind das die Eltern, und im Idealfall ist eine Vaterfigur dabei; wenn es nicht der leibliche Vater ist, dann auf jeden Fall eine andere männliche Person. Es ist auch wichtig, prosoziale Freunde zu haben, eine gute Schule zu besuchen und in einer Community – mir fehlt der passende deutsche Ausdruck; in diesem Zusammenhang spricht man am besten von „Nachbarschaft“ oder „Stadtteil“ – aufzuwachsen, wo es Unterstützungsangebote auch für Familien gibt.

Von den Angeboten profitieren insbesondere die Familien, die vulnerabler als andere sind. Wenn das Kind einer finanziell gut ausgestatteten Zwei-Eltern-Familie in eine gute Kita und dann in eine gute Schule kommt, dann ist die positive Zusatzwirkung der guten Kita bzw. der guten Schule relativ gering. Für ein Kind, das von Haus aus weniger gute Chancen hat, ist zudem entscheidend, in welchem Stadtteil es aufwächst und welche Ressourcen – Eltern-Kind-Turnen, Sportvereine, musische Angebote – es nutzen kann. Für dieses Kind ist es auch besonders entscheidend, ob es eine Kita mit guter Betreuungsqualität und eine Schule mit guten Bildungsangeboten besuchen kann.

Zu den vulnerablen Familien, die über wenige finanzielle oder Bildungsressourcen verfügen, zählen aber nicht nur deutsche Familien, sondern seit Jahrzehnten auch Zuwandererfamilien – aktuell sind es vor allem Familien mit Fluchterfahrung –, um die wir uns kümmern müssen. Viele dieser Menschen werden hier bleiben. Je früher wir sie unterstützen, desto bessere Entwicklungschancen können wir ihnen bieten.

Letzter Punkt! Es ist mir ein Anliegen, auf Folgendes hinzuweisen: Um Kinder zu unterstützen, müssen wir Familien unterstützen. Das ist der Haupttransferweg von Unterstützungsangeboten. Wir dürfen also nicht isoliert das Glück der Kinder und deren positive Entwicklungschancen im Kopf haben, sondern wir müssen immer die Frage mitdenken: Wie kann die Familie gestützt werden, sodass auch beim Kind möglichst viel ankommt?

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Es gibt zwischendurch eine Definitionsfrage. Diese lasse ich zu.

Regina Kopp-Herr (SPD): Vielen Dank, Frau Vorsitzende! – Frau Professorin Leyendecker, Sie haben in Ihrem Vortrag mindestens zweimal das Wort „vulnerabel“ verwendet. Ich hätte gern eine kurze Definition, weil mir das Wort unbekannt ist. Es tut mir leid; ich habe keine wissenschaftliche Ausbildung.

Prof. Dr. Birgit Leyendecker (Ruhr-Universität Bochum, Fakultät für Psychologie/Entwicklungspsychologie): Entschuldigung! Das heißt im Grunde genommen „verletzlich“.

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Danke. – Dann erteile ich der Juniorprofessorin Dr. Maike Luhmann das Wort.

Prof. Dr. Maike Luhmann (Universität zu Köln, Department Psychologie) (Stellungnahme 16/3157): Guten Morgen! Ich bin Juniorprofessorin für Methoden der Persönlichkeitspsychologie an der Universität zu Köln. In meiner Arbeit beschäftige ich mich mit Glücksforschung, insbesondere damit, wie sich Rahmenbedingungen, Lebensumstände und Lebensereignisse auf das Wohlbefinden auswirken.

Zu dem Wohlbefinden und der Lebenszufriedenheit von Kindern ist schon viel gesagt worden. Mein Fokus ist eher auf die Erwachsenen gerichtet. Ich interessiere mich dafür, wie die allgemeinen Lebensumstände sich auswirken. Dazu ist zunächst einmal festzustellen, dass die meisten Lebensumstände nur sehr kurzfristige und schwach ausgeprägte Effekte auf Lebenszufriedenheit haben. Wie zufrieden wir mit unserem Leben sind, wird maßgeblich davon beeinflusst, was für eine Persönlichkeit wir haben. Das sind Faktoren, die von außen zwar ein wenig, aber nicht sehr stark beeinflusst werden können.

Die Veränderungen mit den stärksten und langfristigen Auswirkungen sind einerseits gesundheitliche Verschlechterungen, die zum Beispiel dann entstehen, wenn man eine Behinderung erwirbt oder chronisch erkrankt, und andererseits Arbeitslosigkeit. Letztere ist eines der Lebensereignisse, für die wir konsistent extrem starke und sehr lang anhaltende Effekte feststellen, die weit über die Arbeitslosigkeit selbst hinaus wirken.

Für die meisten anderen Lebensereignisse – Scheidung, Heirat, Geburt eines Kindes – findet man zwar kurzfristige Effekte; diese sind aber nach einigen Jahren meist nicht mehr feststellbar.

Das waren die allgemeinen Faktoren.

Ich beschäftige mich auch damit, wie sich der Beginn der Elternschaft auf die Lebenszufriedenheit auswirkt. Es ist festzustellen, wie schon einige Male gesagt wurde, dass die Auswirkungen komplex sind. Man kann nicht allgemeingültig sagen, dass es ein positives oder ein negatives Ereignis sei. Die Elternschaft geht mit vielen positiven wie auch negativen Konsequenzen einher, die sich im Mittel die Waage halten.

In einer eigenen Studie habe ich festgestellt, dass in Bezug auf das emotionale Wohlbefinden – in welcher Stimmung man üblicherweise ist, welche Emotionen man erlebt – ein leichter Aufwärtstrend zu verzeichnen ist, das heißt, Eltern erleben tendenziell etwas positivere oder weniger negative emotionale Zustände. Was aber die Zufriedenheit mit dem Leben und vor allem die Zufriedenheit mit der Beziehung betrifft, so gibt es in den Jahren nach der Geburt einen deutlichen Abwärtstrend. Das können wahrscheinlich alle Eltern im Saal bestätigen.

Unruhe – Dr. Remi Stork (Evangelische Arbeitsgemeinschaft Westfalen-Lippe): Ich nicht!

– Wir können auch noch über Geschlechterunterschiede sprechen. Ich sitze hier als Mutter einer 2-Jährigen und bin voll berufstätig; das ist vielleicht noch eine andere Perspektive.

Was sind die wichtigsten Probleme von Eltern? Schichten- und einkommensübergreifend ist festzustellen, dass es Zeit- und Rollenkonflikte sind. Das betrifft vor allem die Familien, in denen beide Elternteile arbeiten – was immer häufiger der Fall ist –, sei es aus finanzieller Notwendigkeit, sei es deshalb, weil beide Eltern eine gute Ausbildung genossen haben und nicht bereit sind, auf eine berufliche Karriere zu verzichten, nur weil sie eine Familie gegründet haben.

Man kann nicht sagen, dass es pauschal gut oder pauschal schlecht ist, wenn beide Elternteile arbeiten. Entscheidend ist vielmehr die Frage, ob die Familie in der Lage ist, die Zeit- und die Rollenkonflikte zu minimieren. Was bedeuten in diesem Fall „Zeitkonflikte“? Die Eltern empfinden es so, dass sie nicht genug Zeit für die Familie oder nicht genug Zeit für ihren Beruf haben. Der Begriff „Rollenkonflikte“ bedeutet, dass in einer Situation, in der die Eltern sich mit dem Kind umgeben, die andere Rolle hineinwirkt. So kann möglicherweise die Zeit mit dem Kind nicht so genossen werden, weil man der Auffassung ist, dass man in dieser Zeit auch arbeiten sollte. Es lässt sich jedenfalls nicht pauschal sagen, welches Modell besonders positiv oder besonders negativ für das Wohlbefinden der Familie ist. Es geht vor allem darum, dass alle Familienmitglieder das tun können, was sie tun möchten. Wahlfreiheit ist hier das große Stichwort.

Wenn Frauen gern mit ihren Kindern zu Hause bleiben möchten, dann ist das Wohlbefinden dieser Frauen zu Hause hoch. Wenn sie das nicht möchten, aber tun müssen, weil zum Beispiel die Betreuungsmöglichkeit fehlt, dann ist das für ihr Wohlbefinden schlecht.

Als Schlusswort: Das Wohlbefinden der gesamten Familie hängt vom Wohlbefinden aller Familienmitglieder ab. Sobald das Wohlbefinden eines Familienmitglieds beeinträchtigt ist, beeinträchtigt dies alle. Das heißt, es geht um die ganze Familie, nicht nur um einzelne Familienmitglieder.

Stellv. Vorsitzender Dr. Anette Bunse: Ich danke Ihnen. – Jetzt steht Herr Dr. Stork von der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft Westfalen-Lippe auf meiner Liste. Herr Dr. Stork, Sie haben das Wort.

Dr. Remi Stork (Evangelische Arbeitsgemeinschaft Westfalen-Lippe) (Stellungnahme 16/3158): Herzlichen Dank, Frau Dr. Bunse! Herzlichen Dank allen, die hier sind und uns zuhören! Wir hatten ja das Glück, etwas aufschreiben zu dürfen. Wir folgen unterschiedlichen Glückskonzepten; das kann man schon an der unterschiedlichen Länge der Texte erkennen.

Ich spreche hier für die Evangelische Arbeitsgemeinschaft Familie, die bis vor kurzem Aktionsgemeinschaft für Familienfragen hieß; wir haben uns umbenannt. Wir sind einer der Familienverbände in Nordrhein-Westfalen, die sich überhaupt familienpolitisch engagieren. Bei uns sitzen Akteure der Familienbildung, der Familienberatung und anderen Feldern, die sich in der Evangelischen Kirche mit Familienthemen beschäftigen.

Wir haben noch nie eine Veranstaltung zu dem Thema „Glück und Zufriedenheit“ gehabt. Daher mussten wir uns erst einmal mit der Frage auseinandersetzen, was wir

hier eigentlich zu diesem schönen Thema sagen wollen. Sie können sich vorstellen, dass es in einem großen Verband wie dem unsrigen eine große Spannbreite an Meinungen gibt. Einige sagten: Das Wichtigste ist, dass du für den freien Sonntag sprichst. – Dieser macht für einige das Glück von Familien aus. Andere sagten: Das Recht des Kindes auf Religion muss nach vorn gestellt werden; sonst kann man nicht glücklich werden.

Wie auch immer, wir haben beide Punkte im Text nicht aufgegriffen, weil es ein Konsenspapier von uns ist. Wir wollen zwei Punkte betonen.

Erstens. Wir nehmen wahr, dass heute positiv – oft überpositiv – über Familie gesprochen wird. Familie „hängt“ sehr hoch. Menschen sind in Familien heute anscheinend glücklicher als noch vor 30 oder 40 Jahren. In Familien ist ein Wandel hin zu mehr Autonomie der Familienmitglieder gelungen. Man sieht das daran, dass die Kinder heute mehr Rechte, mehr Freiheiten haben, als wir sie als Kinder noch hatten. Das betrifft aber nicht nur die Kinder, sondern auch die Frauen. Es gibt also eine bessere Balance zwischen den Freiheiten, der Autonomie und der Gemeinschaft.

Zweitens. Wir verzeichnen eine schwierige Entwicklung insofern, als immer mehr Eltern sagen, sie stünden unter Druck. Eine Studie hat sich speziell diesem Thema gewidmet. Einerseits nimmt die Freiheit zu, andererseits nimmt der Druck der Gesellschaft zu, dass aus den Familien etwas Positives herauskommt. Die Soziologen Berger und Berger sprechen in diesem Zusammenhang vom „war over the family“, vom Krieg über die Familie. Das spüren die Familien. Sie müssen sich engagieren, dass ihr Kind schon im Kindergarten Leistung bringt und nicht auffällig wird. Gerade die armen Familien spüren das sehr deutlich; deswegen laufen sie nicht freiwillig zu unseren Bildungsangeboten.

Neueren Studien entnehmen wir, dass Kinder und Jugendliche in Deutschland überwiegend sehr glücklich sind, aber im unteren sozialen Bereich überwiegend sehr unglücklich sind. Letzteres ist nicht allein deshalb der Fall, weil ihnen das Nötigste jetzt schon fehlt, sondern deshalb, weil sie ihre Chancenlosigkeit wahrnehmen, und zwar schon in den Kitas. Das ist ein Skandal, ein Drama; das wollten wir hier gern nach vorn stellen.

Im Grunde ist es einfach: Mehr Glück, mehr Zufriedenheit von Familien erfordert vor allen Dingen Arbeit an dem Spannungsverhältnis zwischen Reich und Arm. Weniger Reichtum wäre gut, weniger Armut auch. Es bedarf eines ausgefüllten Sozialstaates, damit Kinder ihre Chancen von Anfang an spüren, wahrnehmen und leben können. – Schönen Dank für das Zuhören.

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Ich danke Ihnen für die Ausführungen. – Dann habe ich noch Frau Tanzer auf der Liste stehen.

Uta Tanzer (Lehrerin) (Stellungnahme 16/3165): Guten Morgen! Zunächst einmal stelle ich mich und meine Kollegin Sabrina Sailer vor. Wir kommen aus der Praxis. Wir sind beide Mütter zweier Kinder. Unser gemeinsames Projekt ist der „Vereinbarkeitsblog“. Dort beleuchten wir die praktischen Probleme von Familien. Ich bin Lehre-

rin, Frau Sailer ist freiberuflich tätig. Wir beide haben Partner, die sowohl die Angestelltenperspektive als auch die Schichtarbeiterperspektive kennen.

Wir bewegen uns in einem Umfeld, das eher bedürfnisorientiert zu sehen ist. Das ist auch etwas, was uns in dem Blog wichtig ist. Wir haben versucht, diesen Aspekt in unserem Paper herauszustellen. Unserer Meinung nach ist es wichtig, dass die Bedürfnisse aller Familienmitglieder ausgewogen berücksichtigt werden, damit Glück und Zufriedenheit in der Familie entstehen können.

Wir haben viel Kontakt zu anderen Eltern. Wir sind beide ehrenamtlich in der Stillberatung tätig. Auch in diesem Zusammenhang spielt die Vereinbarkeit von Familie und Beruf eine Rolle, nämlich dann, wenn es um die Frage des Stillens bei Erwerbstätigkeit geht. In die Vorbereitung auf die heutige Anhörung haben wir viele verschiedene Erfahrungen anderer Eltern einbezogen. Wir merken immer sehr deutlich, dass es wichtig ist, die Bedeutung der Bindung zu beachten und die Bedürfnisse aller ausgewogen zu berücksichtigen. Vor allen Dingen ist uns wichtig, dass es echte Wahlfreiheit für alle gibt. – Danke schön.

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Ich danke Ihnen für die kurze Vorstellungsrunde. – Ich muss zugeben: Mir fällt es sehr schwer, jetzt hier Vorsitzende zu sein. Ich selbst habe nämlich auch viele Fragen, muss mich aber beherrschen und mich zurückhalten. Gestatten Sie mir trotzdem die kurze Einlassung: Spannend ist für mich die Frage, inwieweit Glück persönlichkeitsabhängig ist, das heißt, ob es einem mit in die Wiege gelegt wird, wie einige Experten gesagt haben, oder ob es erworben werden kann. Daran schließt sich die Frage an, welche Aufgabe wir, die Politik, dann haben. Ich gehe davon aus, dass wir die richtigen Rahmenbedingungen setzen müssen.

Spannend finde ich auch die Frage, ob es um das Glück der Familie – sprich: aller Familienmitglieder – oder um das Glück des einzelnen Familienmitgliedes geht.

Als Vorsitzende erlaube ich mir, wenn Sie gestatten, eine Frage; dann arbeiten wir die Fragen der Mitstreiter ab. – Herr Professor Bucher, Sie haben das Glück der Kinder in Ihrem Fokus. Wir in Nordrhein-Westfalen diskutieren immer intensiv über ein Spannungsfeld: Unterstützen wir die Institutionen? Unterstützen wir die Familien? Wo sind Kinder eigentlich glücklich? Untereinander, in der Institution? Oder brauchen die Kinder auch eine Bindung – dieser Ausdruck ist in Ihrem Beitrag auch gefallen – zu erwachsenen Personen?

Prof. Dr. Anton Bucher (Universität Salzburg): Herzlichen Dank für diese Frage. Diese ermöglicht es mir, unsere Studie differenzierter darzustellen. Wir haben zunächst allgemein im Sinne eines global bilanzierten Kindheitsglücks gefragt. Das ist natürlich ein wenig differenziertes Maß. Uns lag dann aber auch daran, zu den verschiedenen Lebensbereichen der Kinder detailliert nachzufragen. Wir haben herausgefunden, sowohl in Salzburg als auch in der Bundesrepublik, dass die Kinder am glücklichsten bei ihren Müttern sind. Der Vater kommt ein bisschen weiter hinten. Einen hohen Stellenwert haben übrigens auch die Großeltern – eine unterschätzte Glücksquelle –, sodann Kinder unter sich, wie das wohl seit eh und je der Fall ist. Kinder brauchen jeweils andere Kinder. Wenn zu wenige Kinder da sind, reduziert

sich das Kindheitsglück. Besonders glücklich sind Kinder, wie schon gesagt, bei Haustieren und in den Ferien. Auf dem Pausenhof sind sie viel glücklicher als im Klassenzimmer.

Weniger glücklich sind Kinder in der Kirche. Es gibt allerdings eine Ausnahme: Die Kinder, die dort ministrieren, zum Beispiel das Weihrauchfass schwingen dürfen, sind dort besonders glücklich. Das spricht wiederum für eine aktivitätstheoretische Deutung des Glücks. Wo Kinder, intrinsisch motiviert, tätig sein können, sind sie glücklich. Am stärksten wirken sich die Faktoren Familie und Freundeskreis aus.

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Vielen Dank. – Die nächsten Fragesteller sind Herr Jörg, Frau Velte, Herr Kern, Herr Dr. Kerbein, Herr Wegner und Frau Kopp-Herr.

Wolfgang Jörg (SPD): Frau Vorsitzende! Meine Damen und Herren! Herzlichen Dank für die bisherigen Vorträge. Es ist wahnsinnig spannend, Ihnen zuzuhören, zumal einige von Ihnen auf diesem Gebiet intensiv geforscht haben.

Wenn ich gleich etwas dazu sagen darf: Bei Erwachsenen ist es ähnlich wie bei Kindern. Auch ich bin am liebsten in der Familie und mit Freunden zusammen. Nichts gegen Sie – ich komme hier auch klar –, aber das Zusammensein in der Familie bewirkt über die Generationen hinweg ein positives Empfinden.

Ich habe zunächst eine Frage genereller Art. Wir haben erfahren, dass das Glück der Familie vom Glück des einzelnen Familienmitgliedes abhängig ist. Das kann ich durchaus nachvollziehen. Ist das Kind oder der Papa krank, dann verändert sich natürlich das Familienglück, gar keine Frage. Aber gibt es nach Ihrer Einschätzung auch so etwas wie ein kollektives Familiengefühl innerhalb unserer Gesellschaft? Wie fühlt man sich als Familie in unserer Gesellschaft? Nimmt man wahr, dass man Teil einer Familie ist, die man durch diese Gesellschaft bringen muss?

Wenn es ein kollektives Familiengefühl gibt: Sind wir bzw. die Mitglieder einer Familie nicht dann am glücklichsten, wenn man uns mit Respekt begegnet und uns sagt: „Ihr seid aber wichtig und toll!“? Das ist nicht nur bei Kindern, sondern auch bei uns Erwachsenen so. Man ist glücklich, wenn man Bestätigung bekommt und das Gefühl hat, dass man in dieser Gesellschaft angenommen wird und aufgehoben ist.

Familien sind in der Bundesrepublik strukturell benachteiligt. Das fängt schon am Arbeitsplatz an. Welcher Arbeitgeber hat tatsächlich Verständnis für Familie? Wer sagt: „Geh‘ nach Hause! Da brennt es gerade!“? Wer lässt das tatsächlich zu?

Daraus leitet sich meine Frage ab – ich formuliere sie noch einmal –: Gibt es dieses kollektive Glücksgefühl? Glauben Sie, dass sich Familien in unserer Gesellschaft aufgehoben fühlen? Oder glauben Sie, dass Familien die Gesellschaft nicht als Partner, sondern eher als Belastung empfinden, das heißt als etwas, durch das sie sich kämpfen müssen?

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Herr Jörg, wir hatten uns darauf geeinigt, dass wir Adressaten unserer Fragen nennen. Davon abhängig ist auch unser weite-

res Verfahren. Ich habe Sie so verstanden, als ob Sie alle Sachverständigen angesprochen hätten. Vielleicht können Sie sich entscheiden.

Wolfgang Jörg (SPD): Frau Luhmann hätte ich gern dazu gehört, weil sie so intensiv zum Thema „Glück“ geforscht hat. Ferner würde ich gern die Antworten von Frau Holz, Herrn Professor Bucher und Herrn Dr. Frädrich hören.

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Dann frage ich jetzt die Sachverständigen: Wollen Sie, dass die Abgeordneten erst ihre Fragen stellen, oder würden Sie lieber sofort antworten? – Wir machen erst die Runde. Danke.

Dann ist jetzt Frau Velte an der Reihe.

Jutta Velte (GRÜNE): Vielen Dank, Frau Vorsitzende! Vielen Dank allen Sachverständigen für die zum Teil sehr umfangreichen Stellungnahmen zur Glücksforschung. Diese werden uns sicherlich weiterbringen.

Ich habe viele Stellungnahmen so aufgefasst, dass eine Basis für Glücksgefühle, individuell gesprochen, die entgegengebrachte Wertschätzung ist. Meine Fragen gehen an Herrn Amonit, Frau Professorin Leyendecker und Herrn Dr. Stork. Sie sind alle in der Familienbildung tätig und haben dieses Thema nach vorn gestellt. Wir beobachten zunehmend, dass Familien in bestimmten Lebenssituationen sich nicht von diesen Angeboten angesprochen fühlen. Das hat vielleicht sprachliche und kulturelle Gründe. Möglicherweise gibt es auch Unterschiede in der Lebenshaltung, die dazu beitragen, dass Kommunikation erschwert oder verhindert wird. Wie sollten wir nach Ihrer Einschätzung mit einem solchen Problem strukturell umgehen?

Dann habe ich eine Frage speziell an Sie, Herr Dr. Stork. Sie gehen in Ihrer Stellungnahme umfänglich auf die Bedeutung der Netzwerkbildung in der Quartiers- und Nachbarschaftsarbeit ein und fordern die Bündelung der Kompetenzen. Jetzt ist es so, dass mit den unterschiedlichen Kompetenzen, die Jugendämter und Schulen in den Stadtteilen anbieten, unter Umständen auch relativ viele Fremdzuschreibungen da sind. Ein Jugendamt ist nun einmal nicht immer nur „freundlich“. Wie kann man das bei der Bündelung umgehen? Welche Vorstellungen haben Sie, was die Wirksamkeit von familienbezogenen Maßnahmen und Leistungen angeht, wenn Sie an die nachbarschaftlichen Aspekte, die Quartieraspekte und die Armutaspekte denken?

Ferner habe ich eine Frage an Sie, Frau Professorin Luhmann. Sie nehmen in Ihrer Stellungnahme auch speziell auf die Rolle der Väter Bezug. Sie schreiben sinngemäß, dass die Lebenszufriedenheit der Väter nach der Familiengründung relativ hoch bleibe, während die der Mütter geringer werde. Die Reaktion auf Ihre Einlassung zur Lebenszufriedenheit nach der Geburt eines Kindes ließ schon Wichtiges erahnen. Sie schreiben zudem, dass die Väter auch deswegen eine hohe Lebenszufriedenheit hätten, weil sie sich im Kontakt mit den Kindern eher die freizeit- und sportbezogenen Aspekte herausuchten. Das ist jetzt meine Interpretation: Sie sind Profiteure der Frauenbewegung. Die Frauen dagegen sind nach Ihrer Darlegung, Frau Professorin Luhmann, nach wie vor in der Erziehungsarbeit tätig.

Wenn Sie gleichzeitig von „Wahlfreiheit“ sprechen, dann ist mir nicht ganz klar, wie Sie Wahlfreiheit in diesem Zusammenhang definieren; denn die von Ihnen beschriebene Situation lässt auf eine Tradierung der Rollenbilder schließen, allerdings mit einer stärkeren Gewichtung der Väter insofern, als sie mehr – und akzeptierter als früher – mit ihren Kindern unternehmen können.

Meine nächste Frage geht an Sie, Frau Professorin Leyendecker. Sie haben als Einzige – wie ich finde, bedenkenswert – die Situation der Migrantinnen und Migranten angesprochen. Wenn es um Wertschätzung innerhalb von Familien geht, dann geht es, gesellschaftlich gesehen, natürlich auch immer um den Umgang mit Diskriminierung. Anders formuliert: Kann sich jemand gewertschätzt fühlen, der gesellschaftliche Diskriminierungserfahrungen macht? Was müsste strukturell staatlicherseits passieren, um dem zu begegnen?

Walter Kern (CDU): Danke schön auch vonseiten der CDU-Fraktion für die umfangreichen Stellungnahmen. Die CDU-Fraktion hat besonders viel Wert darauf gelegt, dass wir uns über den Themenkomplex „Glück und Zufriedenheit“ unterhalten. Das hat in der Vorbereitung durchaus zu einer kontroversen Diskussion geführt. Ich glaube schon, dass die Rahmenbedingungen für Glück und Zufriedenheit gesellschaftlich beeinflussbar sind.

Bevor ich meine Fragen stelle, eine kleine private Information: Unser Sohn, der heute 32 Jahre alt ist, war als 16-Jähriger Entwicklungshelfer in Burkina Faso, einem der ärmsten Länder der Erde. Er schrieb in einem Brief nach Hause: Mama, Papa, die Leute sind hier sehr, sehr arm, aber glücklich. – Ausgehend von dieser Erfahrung glaube ich, dass wir uns auch über die innere Kraft, die Glück und Zufriedenheit beeinflusst, unterhalten müssen.

Herr Amonit, Sie haben besonders das Kind in den Fokus Ihrer Betrachtungen gestellt. Das können Sie vielleicht noch vertiefen.

Herr Bendfeld, Sie haben auf die besondere Situation von Eltern, die sich trennen, und auf die Wirkungen auf die Zufriedenheit der Familienmitglieder verwiesen. Angesichts dessen stellt sich die Frage, ob die Familienberatung auch personell ausreichend ausgestattet ist. Schließlich müssen wir als Ergebnis unserer Arbeit auch Handlungsempfehlungen an das Parlament aussprechen.

Herr Dr. Frädrich, es gibt die neue Entwicklung, dass Männer sich deutlicher als bisher zu ihrer Rolle als Familienväter bekennen und sich aktiver einbringen wollen. Ist es aber wirklich so, dass nur wir, die Politik, an dem Setzen der entsprechenden Rahmenbedingungen mitwirken müssen? Sind insoweit nicht auch die Tarifvertragsparteien gefordert? Da Sie auch Einblick in die Wirtschaft haben, würde mich Ihre Sichtweise interessieren.

Sie haben ferner eine Aussage getroffen, die ich in der Fassung eines alten Sprichwortes wiedergeben möchte: Jeder ist seines Glückes Schmied. – Daraus folgt: Ist Glück nicht auch eine Holschuld? Müssen wir den Menschen nicht auch sagen, dass die Gründung einer Familie mit Konsumverzicht einhergehen und Zeitmanagementprobleme auslösen kann? Wir sollten nicht den Eindruck erwecken, nach der Familiengründung sei alles immer nur „heile Welt“.

Besonders erfreut hat mich, dass Frau Professorin Leyendecker die Resilienz bzw. Widerstandsfähigkeit der Kinder in den verschiedenen Entwicklungsphasen angesprochen hat. Ich glaube, das muss uns weiter beschäftigen. Haben Sie Ansätze, wie wir die Resilienz stärken können? Im Ruhrgebiet haben wir einige Stadtteile, die „underground“ sind; das ist also ein NRW-Problem, und wir haben Handlungsempfehlungen für Nordrhein-Westfalen auszusprechen.

Frau Professor Luhmann, Sie haben den zeitlichen Aspekt deutlich angesprochen. Das beschäftigt auch diese Kommission. Es geht ja nicht nur um den freien Sonntag, sondern generell um die Freiräume, in denen Familie erlebbar ist. Im ländlichen Bereich stellt sich die Situation wiederum anders dar als in Ballungszentren. Ich komme aus dem ländlichen Bereich. Wenn ein Kind 25 Kilometer zum Gymnasium fahren muss und am Abend zurückkommt, dann kann Familie gar nicht mehr stattfinden. Müssen wir nicht auch darüber nachdenken? Welche Ideen können Sie uns dazu liefern?

Herrn Dr. Stork bitte ich, die Verantwortung der Männer noch einmal zu thematisieren.

Unsere Expertinnen sollten bitte noch einmal sehr deutlich sagen, weshalb ihnen die Wahlfreiheit so wichtig ist. Explizit würde ich dazu gern Frau Professorin Luhmann befragen, weil sie in ihrer schriftlichen Stellungnahme explizit auf die Bedeutung der Wahlfreiheit eingegangen ist.

Dr. Björn Kerbein (FDP): Auch wir bedanken uns für die vielen schriftlichen Stellungnahmen, die Sie uns mitgegeben haben, und für die Erläuterungen in der heutigen Anhörung. Natürlich ist das Thema „relative Armut“ sehr wichtig, wenn es um die Frage von Glück und Zufriedenheit geht. Gleichwohl würde ich den Fokus meiner Fragen eher auf die Bereiche Glücksforschung und positive Psychologie richten. Ich finde es sehr schön, dass wir solche Dinge heute besprechen können.

Herr Dr. Frädrich, Sie sind in Ihrer Stellungnahme dezidiert auf die Möglichkeiten des Erlernens von Glücksprinzipien eingegangen. Ich würde mich freuen, wenn Sie diese Ausführungen noch konkretisieren könnten. Dieselbe Frage geht an Sie, Frau Professorin Luhmann. Vielleicht können Sie auch auf die entsprechenden Ausführungen von Herrn Dr. Frädrich Bezug nehmen. Es wäre zudem interessant zu erfahren, wie man diese Erkenntnis – wer sich mit Glücksforschung beschäftigt, der weiß das – auch nach außen tragen kann. Ist zum Beispiel ein Schulfach „Glück“ sinnvoll? Gibt es didaktische Prozesse, an denen sich der Staat unterstützend beteiligen kann?

Meine letzte Frage richtet sich an Frau Professorin Leyendecker. Im Grunde müsste ich die allgemeinere Frage, wie Resilienzkräfte entstehen, voranstellen. Ich weiß aber, dass man diese Frage nicht kurz beantworten kann. Dazu gibt es auch schon viele Veröffentlichungen. Daher möchte ich meine Frage konkretisieren: Was sollten die Eltern tun, um die Resilienzkräfte ihrer Kinder zu stärken?

Olaf Wegner (PIRATEN): Auch von mir und meiner Fraktion vielen Dank an Sie, die Sachverständigen, sowohl für Ihre Stellungnahmen als auch dafür, dass Sie heute zur Anhörung erschienen sind, um unsere Fragen zu beantworten.

Meine erste Frage geht an Herrn Dr. Stork und an Frau Tanzer bzw. Frau Sailer; Sie müssten sich entscheiden, wer von Ihnen beiden die Frage beantworten möchte. – Herr Dr. Stork, Sie haben von den gewandelten Möglichkeiten der Kinder in der Familie gesprochen. In Ihrer Stellungnahme steht:

Der Umgang von Erwachsenen mit ihren Kindern ist seit vielen Jahren im Umbruch – die Soziologie spricht vom Übergang des elterlich bestimmten Entscheidungs- zum Verhandlungshaushalt.

Sie haben auch in Ihrem mündlichen Statement betont, dass die Kinder mehr ernst genommen würden und dadurch mehr Möglichkeiten hätten als früher. Dies deckt sich ziemlich genau mit dem, was ich vor kurzem in der Shell-Studie gelesen habe. Demnach haben viele Kinder die Frage, ob sie ihre Kinder genauso erziehen würden, wie es ihre Eltern getan haben, mit Ja beantwortet. Viel mehr können die Eltern meiner Meinung nach nicht mehr tun. Dennoch geben die Kinder an, ziemlich unter Druck zu stehen. Demnach kommt der Druck heute nicht mehr von den Eltern – diese nehmen den Kindern die Freiheit nicht –, sondern von außen. Können daher die Eltern, wenn es um die Erhöhung der Zufriedenheit und des Glücks von Kindern geht, überhaupt noch der Ansatzpunkt sein?

Meine zweite Frage geht an Frau Professorin Luhmann und wiederum an Frau Tanzer bzw. Frau Sailer. Frau Professorin Luhmann, Sie sagten, dass die Arbeitslosigkeit ein sehr wichtiger, das Glück beeinträchtigender Faktor sei. Ist es die Arbeitslosigkeit als solches oder sind es nicht eher die damit einhergehende gesellschaftliche Ausgrenzung und die nicht mehr wahrnehmbaren Möglichkeiten? Spielt nicht auch der schlechte Ruf eine Rolle? Wegen der Gefahr der Stigmatisierung traut sich ja kaum ein Mensch, in der Öffentlichkeit zu sagen, dass er arbeitslos ist.

Regina Kopp-Herr (SPD): Ich greife das Stichwort der echten Wahlfreiheit auf. Frau Professorin Luhmann und Frau Tanzer, Sie beiden haben es angesprochen. Mich interessiert vor allen Dingen, wie Sie echte Wahlfreiheit definieren. Was gehört für Sie dazu? Ferner: Wer trägt die Kosten? Ich denke an die Sozialversicherungsbeiträge, insbesondere an die Rentenbeiträge, die anfallen. Ich muss ja in die Lage versetzt werden, die Möglichkeiten der echten Wahlfreiheit auch zu nutzen. Ich verdeutliche das an meinem persönlichen Beispiel: Ich bin vor 29 Jahren, als das erste Kind kam, zu Hause geblieben. Wir haben vier Kinder. Meine berufliche Unterbrechung hat elf Jahre gedauert, nämlich so lange, bis das letzte Kind im Kindergarten war. Da war die Anschlussmöglichkeit in meinen erlernten Berufen überhaupt nicht mehr gegeben. Ich habe schließlich einen Ausweichberuf gefunden, in dem ich aber nur Teilzeit arbeiten konnte.

Deswegen habe ich, wie viele andere Frauen – oder Männer – auch, keine echte Wahlfreiheit gehabt. Ich sehe auch heute noch nicht, dass Frauen und Männer tatsächlich echte Wahlfreiheit haben. Welche Bedingungen müssen für echte Wahlfreiheit erfüllt sein? Welches sind die Wege dorthin?

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Gestatten Sie mir noch die Einlassung: Was genau Glück ist, wonach wir suchen, worauf wir hinarbeiten sollen, ist mir immer

noch nicht klar. Aber wir haben von vielen verschiedenen Ansätzen gehört. Vielleicht gibt es gar nicht den einen Weg, den wir, die Politik, suchen müssen.

Die Sachverständigen sollten in folgender Reihenfolge antworten: Frau Professorin Luhmann, Frau Professorin Leyendecker, Herr Dr. Frädrieh, Herr Dr. Stork, Frau Tanzer, Herr Professor Bucher, Herr Bendfeld, Herr Amonet.

Prof. Dr. Maike Luhmann (Universität zu Köln, Department Psychologie): Ich beginne mit dem Thema Wahlfreiheit, weil ich dazu viele Fragen gestellt bekommen habe, die alle ungefähr in dieselbe Richtung zielen. – Es gibt verschiedene Familienmodelle: Beide arbeiten, einer arbeitet, beide bleiben zu Hause; Letzteres ist sicherlich selten. Immer häufiger gibt es jedenfalls die Konstellation, dass der Vater zu Hause bleibt, während die Mutter einer Erwerbsarbeit nachgeht. Mein Argument ist: Sobald sich ein Elternteil in einem der Lebensbereiche, die ihm wichtig sind, stark eingeschränkt sieht, hat das negative Auswirkungen auf das Wohlbefinden.

Anders formuliert: Wenn jemand berufstätig sein möchte – sei es ein Mann oder eine Frau, ein Vater oder eine Mutter –, es aber nicht kann, weil zum Beispiel keine Betreuungsmöglichkeit für kleine Kinder zur Verfügung steht, wie es früher noch viel häufiger der Fall war, dann hat das auf jeden Fall negative Auswirkungen auf das Wohlbefinden dieser einen Person. Ich sage es explizit: Es geht hier nicht nur um Mutter, sondern auch um Väter. Ich kenne viele Väter, die genau dasselbe Problem wie die Mütter haben.

Die Politik hat die Aufgabe, dafür zu sorgen, dass verschiedene Familienmodelle tatsächlich umsetzbar sind. Sie muss für eine Infrastruktur sorgen, die es zum Beispiel beiden Elternteilen ermöglicht, berufstätig zu sein – wenn sie es wünschen, beide in Vollzeit. Konkret erfordert das die weitere Schaffung von Kitaplätzen. Aus eigener Erfahrung kann ich hinzufügen: Die Kitas sollten nicht schon um 15 Uhr schließen; denn das hilft nicht sehr viel.

(Beifall)

– Danke. Meine Kita schließt um 18 Uhr. Darüber bin ich sehr froh. Anders wäre bei mir die Vereinbarkeit nicht möglich.

Kitaplätze in ausreichender Zahl und Qualität sind ein wichtiger Punkt bei der Betreuung von Kleinkindern. Auch für Kinder unter 1 Jahr brauchen wir Betreuungsmöglichkeiten. Gerade akademisch ausgebildete Mütter wollen nicht ein ganzes Jahr lang zu Hause bleiben, sondern schnell in den Beruf zurückkehren. In diesem Zusammenhang spielt auch das von Frau Tanzer schon angesprochene Thema „Stillen während der Arbeitszeit“ eine Rolle.

Wenn die Kinder in die Schule kommen, stellt sich die Frage: Was machen wir, wenn die Kinder am Mittag nach Hause kommen? Was machen wir mit den Kindern in der Ferienzeit?

Ich spreche hier bewusst über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, wenn beide Elternteile Vollzeit arbeiten. Für das Modell, in dem ein Elternteil zu Hause bleibt oder nur Teilzeit arbeitet und mittags das Essen kocht, ist schon relativ viel getan worden. Aber immer öfter haben beide Elternteile den Wunsch, Vollzeit zu arbeiten, und

dafür fehlen noch die Rahmenbedingungen. Das betrifft, wie gesagt, sehr kleine Kinder, also Babys, aber auch Schulkinder.

Wahlfreiheit drückt sich aber auch darin aus, dass die Mutter oder der Vater die Möglichkeit hat, entweder komplett zu Hause zu bleiben oder nur Teilzeit zu arbeiten. Das ist gerade für einkommensschwächere Familien aus finanziellen Gründen häufig nicht möglich; denn Kinder kosten nun einmal viel Geld. Daraus folgt, dass finanzielle Hilfen durchaus eine Möglichkeit zur Gegensteuerung darstellen. Allerdings hilft dies wirklich nur den einkommensschwachen Eltern. Den einkommensstarken Eltern ist mit mehr Geld nicht geholfen. Da geht es nicht um ein paar Hundert Euro, sondern um bessere Betreuungsmöglichkeiten und mehr Flexibilität.

Wahlfreiheit heißt, dass das von der Familie bzw. den Eltern bevorzugte Modell – ich will keine Wertung vornehmen, welches Modell das richtige ist; das entscheidet jede Familie für sich – auch umsetzbar ist. Es hapert noch an der Umsetzbarkeit des Modells, in dem beide Eltern Vollzeit berufstätig sind.

Soll es dazu direkt Nachfragen geben, oder wie wollen Sie das organisieren?

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Nein. Sie führen bitte Ihre Antworten aus; dann gehen wir in der Runde der Sachverständigen weiter. Es folgt dann noch eine zweite Fragerunde.

Prof. Dr. Maike Luhmann (Universität zu Köln, Department Psychologie): Okay. – Eine weitere Frage lautete, ob die Väter mehr von der Emanzipierung der Frauen profitieren als die Mütter.

Jutta Velte (GRÜNE): Das war eine Behauptung meinerseits, Bezug nehmend auf das, was Sie geschrieben haben.

Prof. Dr. Maike Luhmann (Universität zu Köln, Department Psychologie): Konkret habe ich noch die Frage im Kopf, ob die Mütter, insbesondere die berufstätigen Mütter, mehr unter dieser Wahlfreiheit leiden als die Väter. Aber vielleicht können Sie die Frage noch einmal formulieren.

Jutta Velte (GRÜNE): Dann will ich die Frage präzisieren. Sie schreiben in Ihrer Stellungnahme, dass die Lebenszufriedenheit der Väter nach Geburt der Kinder und während des Aufwachsens höher sei als die vieler Mütter. Nach Ihrer Interpretation könnte dies damit zusammenhängen, dass die Väter sich im Wesentlichen auf Freizeitaktivitäten mit den Kindern stürzen, während die Erziehungs- und Sorgaufgaben bei den Müttern blieben. Ich würde Sie bitten, dies zu erklären. Die Reaktion auf die Aussage zu den Vätern fiel auch hier eindeutig aus: Die Lebenszufriedenheit der anwesenden Väter ist deutlich höher als die der anwesenden Mütter.

Prof. Dr. Maike Luhmann (Universität zu Köln, Department Psychologie): Vielen Dank für die Präzisierung. – Die Daten zeigen, dass Paare, die eigentlich ein gleichberechtigtes Familienmodell bevorzugen, zu traditionellen Mustern zurückkehren,

sobald ein Kind kommt. Die Mütter übernehmen dann einen großen Teil der Familienarbeit, das heißt die eigentlichen Erziehungsaufgaben, und auch den größeren Teil der Hausarbeit. Insofern gibt es also auch in der modernen Familie mit zwei berufstätigen Elternteilen noch keine volle Gleichberechtigung. Das sehe ich auch als gesellschaftliche Aufgabe an. Ich bin mir nicht sicher, ob die Politik großen Einfluss darauf nehmen kann; denn das muss letztlich jedes Paar für sich aushandeln. Es wird wahrscheinlich die Aufgabe der Frauenbewegung von 2015 sein, sich auch in diesem Bereich mehr durchsetzen, um genauso viel Glück aus dem Umgang mit den Kindern zu erfahren wie es die Väter heute schon können.

Herr Kern bezog sich in seiner Frage auf den zeitlichen Freiraum für Familien und stellte dabei auch auf den Unterschied zwischen ländlichem Raum und Ballungszentren ab. Mir liegen keine Daten dazu vor, wie die geografische Lebenssituation sich auf das Wohlbefinden von Familien auswirkt. Ich kann jedoch allgemein feststellen, dass es nicht nur darum geht, wie viele Minuten am Tag man miteinander verbringt, sondern auch und vor allem darum, wie diese Zeit miteinander verbracht wird. Wenn man Eltern fragt, wie es ihnen geht, während sie Zeit mit ihren Kindern verbringen, dann fallen die Antworten nicht nur positiv aus. Die Eltern haben auch negative Interaktionen mit ihren Kindern. Erziehungsbearbeit macht nicht immer Spaß. Ein trotziges Kind macht nicht immer Spaß.

In repräsentativen Studien sind Eltern gebeten worden, an die verschiedenen Abschnitte des vorherigen Tages zurückzudenken. Sie sollten sagen, wie sie sich in den Abschnitten jeweils gefühlt haben. Dabei ging es eher um das emotionale Wohlbefinden, nicht so sehr um die Lebenszufriedenheit; das sind für mich zwei unterschiedliche Dinge. Es hat sich gezeigt, dass Eltern die Zeit, die sie mit ihren Kindern verbringen, weniger genießen als viele andere Phasen am Tag. Ich glaube, nur in der Zeit des Pendelns haben sich die Eltern noch schlechter gefühlt. Anders formuliert: Die Zeit, die die Eltern am Vortag mit ihren Kindern verbracht haben, haben die Eltern weniger genossen als andere Zeiten. Ich möchte damit nicht sagen, dass die Eltern in der Zeit, in der sie mit den Kindern interagieren, leiden. Jedoch möchte ich betonen, dass es nicht ausreicht, den Familien mehr Zeit im Sinne von mehr Minuten einzuräumen. Die Zeit wird zum Beispiel dann nicht genossen, wenn die Eltern im Hinterkopf haben, dass sie in dieser Zeit eigentlich etwas anderes machen müssten. Es geht also nicht so sehr um die Minuten, sondern mehr um die Möglichkeit, sich in ausgewählten Zeiträumen voll und ganz auf seine Kinder einzulassen. Das ist der entscheidende Punkt.

Ob sich insofern ein Unterschied zwischen Ballungszentren und ländlichem Raum ergibt, vermag ich nicht zu beurteilen.

Herr Wegner hat in seiner Frage die Auswirkung von Arbeitslosigkeit auf familiäres Glück thematisiert. Was genau macht die Arbeitslosigkeit so schlimm? Dazu gibt es noch keine abschließenden Erkenntnisse, aber viele plausible Hypothesen. Die gesellschaftliche Stigmatisierung ist sicherlich ein Faktor. Allerdings würde ich eher von „sozialem Vergleich“ sprechen: Passt man mit seiner Arbeitslosigkeit in das Umfeld?

Einige Studien zeigen, dass es dann besonders schlimm ist, arbeitslos zu sein, wenn die Arbeitslosigkeit in der Gegend, in der man wohnt, oder in der Zeit, in der man lebt, gering ist. Dann fällt man heraus bzw. passt nicht mehr in das Umfeld. Wenn im

sozialen Umfeld viele Menschen arbeitslos sind, dann sind die Auswirkungen auf die Lebenszufriedenheit geringer. Dies spricht für die Stigma-Hypothese. Das ist aber sicherlich nicht der einzige Punkt, der insoweit wichtig ist.

Was wir feststellen können: Der Verlust an Einkommen durch Arbeitslosigkeit ist hinsichtlich der Lebenszufriedenheit nicht der entscheidende Aspekt. Zwar hängt Wohlbefinden mit Einkommen zusammen – wenn ich weniger Geld zur Verfügung habe, weil ich arbeitslos bin, dann ist meine Lebenszufriedenheit geringer –, aber es geht nicht nur darum, dass ich mir weniger leisten kann. Es sind eher psychologische Faktoren, die dafür sorgen, dass die negativen Effekte so lange anhalten.

Man hat festgestellt – dazu habe ich in meiner Stellungnahme ausgeführt –, dass das Wohlbefinden maßgeblich von der Erfüllung bestimmter Grundbedürfnisse beeinflusst wird, nämlich von dem Bedürfnis nach Autonomie, nach Kompetenz und nach sozialer Beziehung. Alle Menschen haben das Bedürfnis, sich autonom zu fühlen. Sie wollen sich nichts vorschreiben lassen. Sie möchten eigener Herr über ihr Tun und Denken sein. Das Bedürfnis nach Kompetenz bedeutet: Man möchte erleben, dass man selbst etwas bewirken kann. Zudem hat wohl jeder von uns das – mehr oder weniger stark ausgeprägte – Bedürfnis nach sozialen Beziehungen. Wenn es nicht erfüllt ist, wirkt sich das negativ aus.

Arbeitslosigkeit beeinträchtigt die Erfüllung aller drei Grundbedürfnisse: Ich habe weniger Autonomie, zum Beispiel deshalb, weil mir vorgeschrieben wird, auf welche Stellen ich mich bewerben muss. Da ich nicht arbeite, habe ich auch weniger Kompetenz. Die entsprechende Erfahrung muss ich anderswo suchen. Arbeit ist der erste Ort, wo man diese Kompetenzerfahrung macht. Schließlich beeinträchtigt Arbeitslosigkeit auch die sozialen Beziehungen. Kollegiale Beziehungen fehlen. Möglicherweise wenden sich Freunde ab, oder sie können mit demjenigen, der sich nun in einem anderen Lebensumfeld befindet, weniger anfangen. Die Betrachtung aus der Bedürfnisperspektive erklärt recht gut, warum Arbeitslosigkeit so gravierende Auswirkungen auf das Wohlbefinden hat, jedenfalls viel gravierendere Auswirkungen als viele andere Lebensereignisse.

Herr Dr. Kerbein hat gefragt, ob man Glück in gewisser Weise erlernen könne, und wenn ja, wie man dies vermitteln könne. Die Antwort lautet: Ja. Das Wohlbefinden wird zwar maßgeblich davon beeinflusst, welche Persönlichkeit man hat; dennoch bleibt noch viel Spielraum. Die Grunddisposition bringt man mit. Einige haben das „Glück“, so möchte ich es bezeichnen, positivere Menschen zu sein als andere. Diesen Menschen fällt vieles leichter. Dies ändert nichts daran, dass jeder viel für die Steigerung des Wohlbefindens tun kann. Die Rahmenbedingungen machen etwas aus, aber auch jeder selbst hat es in der Hand. Im Englischen sagt man „positive thinking“. Das hat zwar mittlerweile einen negativen Beigeschmack. Aber es ist tatsächlich so, dass man die Art, wie man über gewisse Dinge nachdenkt oder wie man sein Leben wahrnimmt, beeinflussen kann.

Es gibt eine ganze Reihe von kleinen Interventionen, die sehr gut funktionieren. So kann man ein sogenanntes „Glückstagebuch“ führen, das heißt, einmal pro Woche aufschreiben, wofür man dankbar ist oder was einen glücklich gemacht hat. Man kann auch versuchen, anderen Menschen zu vergeben. Auch kleine Dinge, die jeder gut in seinem Alltag umsetzen kann, können glücklich machen.

Eine interessante Frage lautet, ob es gut ist, nach Glück zu streben, also intentional glücklich zu werden, oder ob das eher nach hinten losgeht. Das ist ein brandheißes Thema in der Glücksforschung. Die Jury ist noch draußen, wie man so schön sagt. Wenn man die Glücksinterventionen, von denen ich gesprochen habe, anwendet, dann weiß man, dass sie dazu da sind, das Glück zu steigern. Sie funktionieren besonders dann, wenn man sehr motiviert ist, sein Glück zu steigern. Das heißt, es ist möglich, intentional zu beschließen, dass man glücklicher werden möchte.

Aber man muss wissen, wie. Dort ist der Haken: Viele Menschen wählen im Alltag die falschen Dinge. Sie denken vielleicht, Glück lasse sich per se mit einem neuen Partner oder einem besseren Job finden. Das ist falsch. Hier kann Aufklärung schon eine Menge bringen. Es gibt eine ganze Industrie dazu. Man kann viele Bücher und Trainingsanleitungen dazu kaufen. Ob man das in der Schule vermitteln kann? Ich glaube schon. Ob man ein eigenes Fach dazu braucht? Das scheint mir ein bisschen viel zu sein.

Was die Frage von Herrn Jörg angeht, so bin ich mir nicht sicher, ob ich sie richtig verstanden habe. Herr Jörg, Sie fragten, ob es ein „kollektives Familiengefühl“ gebe und ob sich die Familienmitglieder von der Gesellschaft unterstützt fühlten. Ich bin mir nicht sicher, was Sie mit „kollektivem Familiengefühl“ meinen. Ist es das Gefühl, dass man als Familie einen bestimmten Status hat, was einen schon glücklich macht? Das ist eine interessante Frage. Aber dazu kenne ich keine Studien. Ich kann leider erst einmal nichts dazu sagen.

Fühlen sich Familien von der Gesellschaft unterstützt? Dazu kann ich nur auf den Familienmonitor verweisen. Die entsprechenden Studien zeigen, dass es insoweit noch viel Raum nach oben gibt.

Zu der Frage, ob die Familie von der Gesellschaft auf eine bestimmte Art wahrgenommen wird, kann ich jetzt keine belastbaren Daten liefern. Ich würde eher an die anderen Kommissionsmitglieder verweisen.

Das waren alle Fragen, die ich mir notiert hatte. Vielen Dank.

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Ich danke Ihnen, Frau Professorin Luhmann. Unser politisches Feld ist ein sehr begrenztes, wenn man Ihnen folgt. Das ist aber manchmal auch entlastend.

Nunmehr bitte ich Frau Professorin Leyendecker um die Beantwortung der Fragen.

Prof. Dr. Birgit Leyendecker (Ruhr-Universität Bochum, Fakultät für Psychologie/Entwicklungspsychologie): Frau Velte hat gefragt, wer die Angebote für Familien wahrnehme bzw. was dafür getan werden könne, um die Wahrnehmung der Angebote zu erhöhen. Erhellend war für mich eine Studie, die wir in Bochum und Herne durchgeführt haben. Wir hatten Gelegenheit, an die Schuleingangsuntersuchungsdaten zusätzliche Fragebögen anzuhängen. Wir haben zum Beispiel Informationen zu folgenden Fragen erhoben: Welche Sprache wird in der Familie gesprochen? In welchem Land sind die Eltern eingeschult worden? Was für eine Bildung haben sie erworben?

Daran schlossen sich die Fragen an – die Kindern sind bei den Untersuchungen in der Regel fünfeinhalb Jahre alt –: Was haben die Kinder bisher gemacht? Waren sie beim Mutter-Kind-Turnen? Haben sie an den Aktivitäten eines Sportvereins teilgenommen? Haben sie Musikschulangebote wahrgenommen? Wir haben die ganze Palette abgefragt; es waren aber auch eigene Ergänzungen möglich.

Es kam das heraus, was jeder, der nachdenkt, erwartet hätte. Bei den Deutschen – nicht nach Pass, sondern nach Muttersprache – lautet der Befund: Je höher die Bildung der Eltern ist, desto intensiver werden die Angebote, die sich an die Kinder richten, wahrgenommen. Diese Kinder waren beim Mutter-Kind-Turnen, waren mindestens in einer Spielgruppe, haben Schwimmkurse besucht und waren schon in Sportvereinen aktiv. Zudem waren diese Kinder relativ früh in die Kita gekommen.

Je geringer die Bildung, desto seltener werden die entsprechenden Angebote wahrgenommen und desto später kommen die Kinder in die Kita.

Dieser Erkenntnisse beziehen sich auf die deutschen Kinder.

Bei denjenigen, die nicht Deutsch als Muttersprache haben, fanden wir Ähnliches heraus: Je höher die Bildung ist, desto mehr Angebote werden wahrgenommen und desto früher kommen die Kinder in die Kita. Generell kann man aber sagen, dass die Kinder derjenigen Eltern, die einen Migrationshintergrund haben, entsprechende Angebote seltener wahrnehmen als deutsche Kinder. Das heißt, der Bildungsgrad der Eltern hat sowohl in Familien mit als auch in Familien ohne Migrationshintergrund einen Effekt. Wir müssen uns aber auch fragen lassen, ob die Angebote an die Familien bzw. an die Kinder richtig zugeschnitten sind. Wir denken häufig nur an Mittelschichtseltern mit deutschem Hintergrund und haben bisher weniger ein Gefühl dafür entwickelt, welche Bedürfnisse Familien mit anderem kulturellen Hintergrund haben. Auch für diese Familien müssen wir die Angebote attraktiv machen. Unsere Angebote werden bisher von Eltern mit mehr Bildung und mit deutschem Hintergrund besonders gut wahrgenommen. Angesichts dessen müssen wir uns fragen, was wir tun können, um die Angebote für alle attraktiv zu machen.

Viele Mittelschichtseltern sind mit ihren Kindern nicht nur in einer, sondern in einer zweiten oder gar einer dritten Eltern-Kind-Gruppe. Eine ist vielleicht kirchlich getragen, die zweite privat. Dort werden soziale Netze geknüpft. Gleichzeitig lernen die Kinder mit anderen Kindern zu spielen. Wenn sie in die Kita kommen, haben sie einen Vorteil, weil sie vieles schon können. Auch dieser Befund führt mich wieder zu der Frage: Wie können unsere Angebote so verändert werden, dass sie alle ansprechen?

In der nächsten Frage von Frau Velte ging es darum, inwieweit sich jemand gewertschätzt fühlen kann, der immer wieder diskriminiert wird, und was die Politik insoweit tun kann. Vor längerer Zeit hat Andreas Zick in Wuppertal eine Studie angefertigt. Als er die Befunde vorstellte, war ich im ersten Moment verblüfft; nachher erschienen die Ergebnisse aber logisch. Gefragt wurde nach Diskriminierungserfahrungen. Diejenigen, die erst seit kurzer Zeit in Deutschland waren, berichteten nicht groß über Diskriminierung. Über Diskriminierung berichteten vor allem diejenigen, die schon lange hier leben und vielleicht sogar hier geboren sind.

Daraus folgt: Wenn jemand, der anders aussieht, erst seit kurzem hier ist, dann findet er es nicht weiter verblüffend, dass er gefragt wird, wo er herkommt. Wenn aber jemand, der hier aufgewachsen ist, einen deutschen Pass hat und akzentfrei Deutsch spricht, immer noch gefragt wird, wo er „wirklich“ herkomme, dann wird verständlich, warum diese Person sich diskriminiert fühlt.

Es reicht nicht aus, die Frage zu stellen, was die Politik insoweit tun könne, sondern wir alle müssen sensibler und offener werden. Wir müssen verstehen und akzeptieren, dass wir nicht mehr nur eine deutsche, sondern eine multikulturelle Gesellschaft sind. In den USA würde jemand mit dunkler Hautfarbe auch nicht gefragt, ob er „wirklich“ Amerikaner sei. Es wäre auch für uns ganz klar, dass er Amerikaner ist. Dass wir vielfältig aussehen, müssen wir alle in unsere Köpfe bekommen. Wer anders aussieht, als wir es gewöhnt sind, kann dennoch ein Kind des Ruhrpotts oder ein Kind Bayerns sein.

Herr Kern hat gefragt, was insbesondere in den benachteiligten Stadtteilen in NRW zur Förderung der Resilienz getan werden kann. Dazu ein Beispiel: Wir haben mit einer Grundschule in Bochum zusammengearbeitet, wo wir immer wieder hingegangen sind. Die Lehrer dort haben mich sehr beeindruckt. Sie haben nämlich nicht gesagt: „Wir armen Lehrer! Bei uns haben so viele Kinder einen Migrationshintergrund!“ Einige Schüler konnten die Treppen nicht normal hochgehen, weil sie motorische Defizite hatten. In der Turnhalle liefen immer einige gegen die Wand.

Wenn wir in die Schule kamen, dann wurde uns eine Liste mit den Kindern gegeben, die neu waren oder die weggezogen waren. Alle Lehrer an der Schule waren total engagiert. Die Rektorin kannte alle Schüler und die jeweilige familiäre Situation. Einige Eltern kamen nie selbst, sondern schickten den älteren Bruder, wenn es Probleme gab. Der Kontakt war jedenfalls intensiv.

Die Schule wurde schließlich, obwohl die Lehrer super engagiert waren, aus ökonomischen Gründen geschlossen; es gingen nicht mehr ausreichend Schüler hin. Die Schule stand nicht gerade im beliebtesten Stadtteil. Wenn es in Bochum eine Bronx gibt, dann war das die Bronx. Andere Eltern schickten ihre Kinder lieber in Schulen in besseren Stadtteilen.

Angesichts dessen muss darüber nachgedacht werden, ob es wirklich sinnvoll ist, wohnortnahe Kitas und Schulen mit engagierten Lehrern in den Stadtteilen zu schließen oder ob es nicht besser wäre, dort auch kleinere Klassengrößen zuzulassen, das heißt mehr Ressourcen einzusetzen.

„Wohnortnah“ ist in diesem Zusammenhang besonders wichtig. Wenn die Eltern eine Zuwanderungsgeschichte haben, dann sind die Chancen der Kinder viel geringer als die anderer Kinder. Daher ist es besonders wichtig, dass Kinder aus Zuwandererfamilien möglichst früh in die Kita gebracht werden. Aber auch die Angebote aus dem U-3-Bereich werden vor allen Dingen von gut situierten, gebildeten Eltern wahrgenommen. Kinder aus Zuwandererfamilien sind viel seltener dort zu finden. Neben der Kultursensitivität ist diesen Kindern bzw. deren Eltern die Wohnortnähe der Angebote besonders wichtig.

Die Mittelschichtsmutter setzt das Kind morgens in das Auto und fährt es quer durch die Stadt – dorthin, wo die beste Kita ist. Andere sind darauf angewiesen, dass das Angebot fußläufig bzw. mit dem Kinderwagen zu erreichen ist.

Herr Dr. Kerbein fragte, wie Resilienzkräfte entstehen und was Eltern tun sollten, um die Resilienz ihrer Kinder zu stärken. Das ist insofern eine schwierige Frage, als sie nur individuell beantwortet werden kann. Man muss auf die Situation jeder einzelnen Familie schauen. Als wichtiger Faktor wird immer wieder genannt, dass Familien Zeit haben. Einige Kollegen haben schon zutreffend darauf hingewiesen, dass die Quantität der miteinander verbrachten Zeit nicht so entscheidend ist. Das bedeutet aber nicht, dass man schauen sollte, dass die Kinder morgens möglichst schnell aus dem Haus kommen, ohne dass die Familienmitglieder miteinander gesprochen haben.

Wenn die Eltern Zeit mit ihren Kindern verbringen, dann sollten sie ihnen die Möglichkeit geben, positive Entwicklungschancen wahrzunehmen. Das ist sicherlich resilienzfördernd.

Eine starke Resilienz ist dann besonders wichtig, wenn Familien in schwierigen Situationen sind. Das müssen nicht zwangsläufig finanzielle Schwierigkeiten sein; es reicht schon aus, dass ein Familienmitglied krank ist, dass die Großmutter permanent gepflegt werden muss oder dass der Vater wegen Depressionen ausfällt. Dann ist es wichtig, dass auch andere Personen für die Kinder da sein können.

Eine letzte Anmerkung: Herr Bucher wies auf das Ergebnis einer Studie hin, mit wem die Kinder am liebsten zusammen seien. Genannt wurden Hund, Katze, Mama, Papa usw. Dann wurde gefragt, warum Arbeitslosigkeit so kritisch, das heißt so schlimm für die Familien ist. Das ist deshalb der Fall, weil der Betroffene attestiert bekommt: Das, was du gelernt hast, ist nichts mehr wert. – Dieses extrem negative Feedback reißt einen auch persönlich herunter, vor allem dann, wenn die Arbeitslosigkeit längere Zeit andauert und unfreiwillig ist.

Wir brauchen also Familie, aber auch viel außerhalb der Familie. Ich habe Kinder und bin mit ihnen sehr gern zusammen. Aber wenn ich mit ihnen permanent zu Hause zusammen wäre, würde ich – wie auch meine Kinder – durchdrehen. Die Kinder wollen auch etwas anderes machen und mit Freunden zusammen sein. Mir ist auch mein Beruf sehr wichtig. Die Familie stützt uns, aber wir brauchen auch andere Bereiche, die uns stützen und uns Erfüllung geben. Ich freue mich, wenn ich arbeiten gehen kann. Eine Weile Urlaub ist prima, aber irgendwann will ich auch wieder am Schreibtisch sitzen und etwas anderes machen. – Danke.

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Ich danke Ihnen für Ihr Plädoyer für das So-wohl-als-auch. – Der nächste Fragenkomplex geht an Sie, Herr Dr. Frädrich.

Dr. Stefan Frädrich (GEDANKENTanken GmbH): Ich werde versuchen, die Antworten so zu geben, wie es mir didaktisch schlüssig erscheint, nicht unbedingt in der Reihenfolge der gestellten Fragen.

Herr Dr. Kerbein fragte sinngemäß, ob und wenn ja, wie Glück erlernbar sei. Ich möchte mit einer Definition beginnen: Was ist Glück überhaupt? Wir müssen im deutschen Sprachraum drei Glückstypen unterscheiden. Der erste Glückstyp ist das

Zufallsglück, das sich einstellt, wenn man richtig gewürfelt oder im Lotte gewonnen hat. Der zweite Glückstyp umfasst die kurzfristigen Glückskicks: Fressen, Saufen, Sex, Füße hochlegen. Das sind die Dinge, die kurzfristig auf ein bestimmtes Areal im Kopf, den Nucleus accumbens, einwirken. Wenn Menschen sich immer wieder „Kicks“ holen, ist das kein langfristiges Glück. Man sieht diesen Menschen meist auch nach kurzer Zeit an, dass sie das nicht verstanden haben. Der dritte Glückstyp umfasst das, was wir unter langfristiger Zufriedenheit verstehen.

Wenn man sich mit dem Thema Glück beschäftigt, kommt man irgendwann zu der fiesen Frage: Wo im Körper spürst du, was Glück ist? – Dazu eine praktische Überlegung: Wo im Körper spüren wir, ob wir glücklich sind? Nach einiger Überlegung kommt man zu dem Ergebnis, dass das ein Gefühl im Brust-Bauch-Bereich ist. Man ist dort entweder leicht und unbeschwert oder unter Druck und gestresst. Das kann man körperlich spüren.

Jetzt sind wir in dem Bereich, aus dem ich ursprünglich komme, der Medizin. An dieser Stelle kommen auch psychosomatische Aspekte ins Spiel. Ich plädiere dafür, Glück nicht als erstrebenswerten Zustand, sondern als inneren Kompass bzw. Signal zu verstehen. Ob ich glücklich bin oder nicht – das kann ich ganz praktisch für mein Leben verwenden. Wenn mir etwas guttut, dann spüre ich das. Wenn mir etwas nicht guttut, dann spüre ich genau das nicht. Kinder machen das intuitiv richtig. Deswegen fand ich Ihre Ausführungen hochinteressant, Herr Bucher. Während Erwachsene sich überlegen, ob man den Hasen süß finden und streicheln darf, das heißt, ob das sozial angemessen ist, sagt ein Kind: „Was für ein süßer Hase! Den streichele ich!“ Dieses intuitive Leben ist eigentlich eine Art des natürlichen Glückszustandes.

Es gibt die gesellschaftliche Aufgabe, alle Menschen zu bilden. Auch deshalb müssen wir bestimmte Systeme durchlaufen. Das ist normal. Aber die Frage ist, was entlang des Weges passiert. Die Menschen werden leider in Richtung eines gewissen Gleichschritts gebürstet. Wir müssen in die Schule gehen. Diese beginnt um 8 Uhr. Dann sitzen die Schüler ein paar Stunden still da, müssen brav sein und dem Lehrer zuhören. Häufig geht dabei etwas von der Glückskompetenz der Kinder verloren. Irgendwann kommen wir an einen Punkt, an dem wir feststellen: „Ich bin immer noch glücklich, weil ich mehrheitlich die Dinge richtig mache.“ Oder wir kommen an den Punkt, an dem wir sagen: „Ich bin nicht mehr so glücklich.“ Jetzt sind wir sehr stark in diesen individuellen Kompetenzbereichen, die mehrfach angesprochen worden sind.

Ich plädiere dafür, an dieser Stelle die Statistik beiseite zu lassen. Es trifft zwar, statistisch gesehen, zu, dass sich die Beziehung zwischen den Elternteilen nach der Geburt des Kindes verschlechtert. Aber Vorsicht! Im Einzelfall muss das nicht der Fall sein. Das hängt von den in der Familie vorhandenen Kompetenzen für den Umgang damit ab.

Natürlich ist Familie ein wichtiges Gut. Aber Vorsicht! Das muss nicht in jedem Einzelfall so sein. Es kann darauf an, wie Mann und Frau ihre Rollen verstehen und ob sie sich über die Frage der Berufstätigkeit einigen können.

Wir dürfen nicht den Fehler machen, unter Berufung auf die Statistik perfektes Glück definieren zu wollen. Wir müssen immer den Einzelfall betrachten.

Ein weiteres Beispiel: Einer meiner Mitarbeiter stammt aus schwierigsten sozialen Verhältnissen. Als er drei Jahre alt war, starb der Vater an Krebs. Der Stiefvater war schwerstalkoholabhängig und hatte aggressive Züge. Es gab Misshandlungen. In der Kindheit gab es den Abstieg bis hin zur Sonderschule, obwohl er ein intelligenter Kerl ist. Irgendwann lernte er die richtigen Freunde kennen. Irgendjemand aus dem Freundeskreis bzw. der Peergroup brachte ihn auf ein paar richtige Ideen. Mittlerweile hat der Mann studiert. Er bekommt jetzt seinen Bachelorhut, freut sich wie ein Schneekönig und hat am Wochenende seine Examensfeier. Ich habe ihn in meine Firma eingestellt. Er hat BWL studiert. Er hat sich in diese Gesellschaft integriert, hatte aber seinen Weg lernen müssen. Er brauchte entlang des Weges gewisse Menschen, die ihm sagten, wo er langgehen soll. Damit sind wir wieder bei der Bedeutung der sozialen Komponente.

Ich arbeite seit drei Jahren eng mit ihm zusammen. Was er immer wieder festgestellt hat: Es ist seine eigene Entscheidung. Er spricht von dem „alten Asi“ in ihm. Wie reagiert er auf Frust? Fängt er an zu saufen, schläft er lange und lässt er alles schleifen? Oder gelingt es ihm, den Knopf im Kopf einzuschalten, damit er wieder funktioniert?

Damit bin ich bei der Frage, wie man Glück lernen kann. Genau daran zeigt sich das. Aber nur wenige Menschen reden darüber, weil es nicht bequem ist. Es ist bequemer, die Forderung aufzustellen, die Gesellschaft oder die Schule müsse dieses oder jenes tun. Auch wir haben Verantwortung für uns selbst – das ist die eigentliche Herausforderung –: Rauchen wir eine Zigarette, erhalten wir die Nikotinsucht aufrecht. Kommen wir morgens zu spät zur Arbeit, verringern wir unsere Chancen am Arbeitsplatz.

Frau Luhmann hat von den vielen kleinen Kompetenzen gesprochen, um die es eigentlich geht. Letztlich müssen wir auch ein Selbstgespräch führen. Es gibt Menschen, die sagen: Du bist nichts. Du kannst nichts. Aus dir wird nie etwas. – Andere sagen: Bisher ist es nicht so gut gelaufen. Aber schauen wir mal, wie es in Zukunft ist. – Das ist einfach die Frage, wie ich mich innerlich fokussiere. Ich kann morgens aufstehen und sagen: Heute wird ein mieser Tag. Ich muss wieder zur Arbeit. – Ich kann mir aber auch überlegen, was ich heute alles an Positivem gestalten kann. Das ist wie Schuhe zubinden oder Zähneputzen. Das sind Kompetenzen. Wenn ich es auf die neurobiologische Ebene herunterbreche: Das sind neuronale Netze, die ich bespiele. Das, was ich immer wieder denke oder tue, erlerne ich. Ein Kind tut vieles intuitiv, um sich selbst zu steuern. Es wäre zwar zu hoffen, dass wir alle ein schützendes Umfeld haben, welches uns nicht beibringt, das zu verlernen, aber viele Menschen verlernen das leider tatsächlich im Laufe ihres Lebens.

Unsere individuelle Verantwortung beginnt dort, wo wir uns innerhalb des komplexen Lebens selbst positionieren. Mit welchen Menschen umgeben wir uns? Stärken diese Menschen uns oder schwächen sie uns? Wir alle kennen „Emotionsvampire“. Müssen wir an denen unbedingt festhalten? Einige Menschen erhellen einen Raum, wenn sie ihn betreten, andere, wenn sie ihn verlassen.

(Heiterkeit)

In der Regel wissen wir, wer uns guttut. In der Familie gilt: Wenn der Haussegen schiefhängt, muss ich das Problem beheben; ansonsten wird das schwierig mit dem Glück. Wenn mein Hausarzt mich kritisch anschaut, muss ich schauen, dass ich darauf reagiere.

Eine wichtige Frage lautet: Lebe ich gemäß meiner Persönlichkeit? Das Thema ist vorhin schon kurz angesprochen worden.

Herr Jörg, Sie bezogen sich auf das Thema Familie und darauf, wie eine Definition möglich sei. Ich habe lange darüber nachgedacht. Die Antwort muss höchst individuell ausfallen. Eine allgemeine Definition ist nicht möglich. Es fällt mir schwer, das zu sagen. Ich möchte das mit den Persönlichkeitsunterschieden erklären. Die Psychologie kennt verschiedene Pole: introvertiert – extrovertiert, aufgabenorientiert – menschenorientiert. Wir gehen in dieser Diskussion anscheinend davon aus, dass es ein Wert an sich sei, menschenorientiert zu sein, sich gern mit Freunden zu treffen und gern mit der Familie zusammen zu sein.

Ich erlebe aber auch das Gegenteil. Einige Menschen sagen: Bleibt mir mit diesen ganzen sozialen Beziehungen weg! Das geht mir total auf die Nerven! Ich will nicht auf einen weiteren Elternabend und möchte mich nicht dreimal wöchentlich abends mit meinen Kumpels treffen. Das ist für mich kein Wert; denn ich habe andere Dinge zu tun, zum Beispiel eine Firma führen oder meinem Hobby frönen. Ich möchte etwas tun, was hochindividuell ist.

Insofern tue ich mich schwer mit der Aussage, dass Familie an sich ein Wert innerhalb der Gesellschaft sei. Ich gehe davon aus, dass wir alle patchworkartig verschiedenen Modellen folgen, nach denen wir Familie leben können. Wir sollten den Menschen auch zugestehen, dass sie ihren eigenen Weg finden.

Die Frage nach dem Verhältnis Arbeitgeber – Familie des Mitarbeiters ist ebenfalls spannend. Es ist definitiv wichtig, dass der Arbeitgeber versteht, dass die Familie ein relevanter Teil des Lebens des Mitarbeiters ist. Auch insoweit stelle ich in letzter Zeit einen Wandel fest; ich bin seit ungefähr anderthalb Jahrzehnten in der Trainingsbranche selbstständig. Vielen Arbeitgebern wird immer mehr bewusst, dass ein Mitarbeiter nicht irgendeine Nummer ist, sondern als Mensch wahrgenommen werden muss, der trotz der komplexen Anforderungen der Gesellschaft funktioniert. Wir können auch nicht anders. Es muss uns einiges wert sein, dass man die Familie „hochhebt“.

Ich nenne an dieser Stelle die Stichworte „demografischer Wandel“ und „längere Lebensarbeitszeit“. Muss es beispielsweise sein, dass der 60-Jährige acht Stunden am Tag arbeitet? Wäre es nicht glücksfördernd, ihn nur vier oder fünf Stunden arbeiten zu lassen? Er erhielte zwar entsprechend geringere Bezüge, bliebe aber dem Arbeitsleben verbunden und könnte länger sozial funktionieren. Er erlebte Sinn und wäre infolgedessen glücklicher.

Aus alledem folgt: Es gibt schon verschiedene Modelle, die von intelligenten Arbeitgebern mittlerweile angewendet werden. Ich erlebe das vorwiegend in kleinen und mittelständischen Betrieben, die das durchaus verstehen.

Bei mir ist es ähnlich. Ich habe zehn festangestellte Mitarbeiter. Ich muss wissen, wer wann welche familiären Verpflichtungen hat. Ich würde mir sofort sozialen Unfrieden in den Laden holen, wenn ich auf die entsprechenden Bedürfnisse nicht achten würde. Wenn ich nicht wüsste, dass die Mutter gerade Zeit für ihr Kind braucht, wäre das für mich wirtschaftlicher Selbstmord, weil ich die Produktivität und das Glücksempfinden der Mitarbeiter kaputtmache.

(Klaus Adomeit [PEV-NRW e.V.]: Das weiß leider nicht jeder Unternehmer!)

– Das wissen leider nicht alle. Es könnte eine Art gesellschaftlicher Auftrag sein, auf die Bedeutung solcher Faktoren immer wieder hinzuweisen. Insofern sind auch politische Rahmenbedingungen zu setzen. Vielleicht bedarf es doch des Schulfaches „Glück“. Wir Menschen sind auch psychologische und nicht nur wirtschaftlich funktionierende Wesen.

Herr Kern hat auch gefragt, ob Glück eine Holschuld sei. Ja, durchaus – zum Teil. Die psychosozialen Faktoren spielen immer wieder hinein. Wer Mama oder Papa wird, muss sich darüber im Klaren sein, dass sich nach der Geburt des Kindes etwas verändern wird. Es ist mehr auf das Zeitmanagement zu achten. Auch das Thema Finanzen ist genauer zu beachten. Möglicherweise kann weniger konsumiert werden. Hier wird wieder der Bereich der persönlichen Kompetenzen berührt. Den allermeisten Eltern bzw. werdenden Eltern ist das wahrscheinlich klar, und sie jammern nicht darüber. Ich habe den Eindruck, dass Gespräche über dieses Thema häufig statistisch überlagert werden. Wir dürfen uns nicht immer nur an den „Ausreißern“ – Menschen, die es schwer haben – orientieren, sondern wir müssen uns auch an denen orientieren, bei denen es funktioniert. Dann kann man auch durchaus auf die Holschuld hinweisen: Das ist nun einmal so. Wenn du dich entscheidest, diesen Weg zu gehen, dann hat das diese und jene Konsequenzen.

Nächste interessante Frage: Kommt dem Mann eine Schlüsselfunktion in Bezug auf das Thema „Glück“ zu? Ich werde versuchen, so neutral wie möglich zu antworten, ohne in meiner Männerrolle drin zu sein. Zu dieser Frage gibt es natürlich verschiedene Ansichten, die sozial und biologisch geprägt sind, aber sicherlich auch ein bisschen von der politischen Färbung abhängen. Ich denke, dass es durchaus Unterschiede zwischen Mann und Frau gibt. Diese Unterschiede sieht man schon bei Kindern deutlich.

Eine persönliche Anmerkung: Ich muss immer schmunzeln, wenn ich bei meinem Sohn, der vier Jahre alt ist, durchaus „männliche“ Verhaltensweisen finde, etwa wenn er Totenköpfe lustig findet oder sich bei Youtube einen Clip anschaut, in dem geballert wird. Das findet er super, meine Frau aber ganz furchtbar. Ich sage dann: Lass' mal! Jungs sind halt so! – Er spielt Fußball. Er rauft sich. Das sind Jungs.

Ich möchte nicht sagen, ob das richtig oder falsch ist. Ich bin ein friedliebender Mensch und habe mit Totenköpfen nichts zu tun. Ich möchte aber sehr wohl sagen, dass ich mit einem gewissen männlichen Verständnis an das eine oder andere Problem herangehen kann. Insofern ist es möglicherweise – das kann ich statistisch nicht belegen – nicht dumm, wenn in der Familie eine männliche Bezugsperson vorhanden ist. – Danke schön.

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Ich danke Ihnen für die Darlegung der Ansichten eines pragmatischen Psychiaters; den habe ich auch seit 35 Jahren zu Hause, und manchmal habe ich ihn im Hintergrund „gehört“.

Als Nächster steht Herr Dr. Stork auf der Liste.

Dr. Remi Stork (Evangelische Arbeitsgemeinschaft Westfalen-Lippe): Ich habe mir drei Fragen notiert, zu denen ich etwas sagen soll bzw. darf. Frau Velte hat gefragt, warum es so schwierig ist, gerade jene Familien zu unterstützen, zum Beispiel durch Frühe Hilfen, Familienbildung und andere Angebote, die die Unterstützung besonders brauchen, um ein zufriedenes und glückliches Leben führen zu können. Das ist eine schwierige Frage, gerade dann, wenn man sie auf der Höhe der Zeit beantworten will; denn es gibt durchaus schöne Konzepte; Herr Amonit hat in seiner Stellungnahme eines beschrieben.

Entsprechende Konzepte gibt es zwar noch nicht flächendeckend, aber schon in vielen Orten. Auf deren Grundlage wird versucht, partnerschaftlich und dialogisch die Menschen zu stärken. Trotzdem bleibt das eine Herausforderung. Ich erkläre mir das so – insoweit kann ich an manches anschließen, was wir heute schon gehört haben –: Viele Familien profitieren davon, dass die Familie heute keine Keimzelle mehr ist, die das Kind abgeschottet hütet, bis es mit sechs Jahren in die Schule kommt. Die Familie ist vielmehr darauf angewiesen, unter anderem wegen der doppelten Berufstätigkeit der Eltern, schon früh unterstützende Partner und Netzwerke zu finden, mit denen man zusammen erfolgreich sein kann. Viele von uns sind extra umgezogen, weil im anderen Stadtteil der tolle Kinderarzt praktiziert, eine Waldorf-Kita ist oder was auch immer. Viele Menschen machen diese Netzwerke aktiv. Es ist ein großes Glück für Familien, dass sie sich diese Netzwerke selbst aussuchen und selbst gestalten können. Ich bin heilfroh, dass meine Mutter und meine Schwiegermutter – obwohl sie nette Menschen sind – nicht mein Kind erziehen mussten; ich hätte das nicht ertragen können. Ich habe die Erziehung professionell, durch Freunde oder wie auch immer gestalten können. Das ist ein großes Glück, da bin ich Akteur. Das ist das Thema. Natürlich ist Glück auch eine Holschuld.

Die Herausforderung ist: Wie schaffen wir es, dass die Menschen, gerade diejenigen, die oft ohnmächtig und ohne Ressourcen dastehen, Akteure ihres Lebens werden? – Ich bin der Auffassung, dass wir auch in pädagogischer Hinsicht viele kluge Menschen und Institutionen haben, die das grundsätzlich verstehen.

Wir haben aber insgesamt familienpolitischen Nachholbedarf, wenn es darum geht, die Quartiere so zu gestalten und auszustatten, dass die Menschen mit ihren Kräften dort etwas auf die Beine stellen können. Die Freie Wohlfahrtspflege hat in den vergangenen Jahren versucht, ein Modellprojekt „Familien als Akteure“ zu starten. Wir versuchen, diese Eltern muskulär aufzubauen, damit sie etwas können im Kontakt mit Umweltsystemen. Aber manche gehen in die Kita oder in die Schule und werden schon schief angeschaut. Dann gehen sie zum Elternsprechtag und hören als Erstes: „Sie! Sie! Sie!“ Wir müssen das so drehen, dass die pädagogischen Unterstützungssysteme sich wirklich als solche erweisen. Dazu brauchen wir entsprechende Rahmenbedingungen. Aber auch in den Köpfen muss ein Wandel stattfinden.

Ich habe kürzlich einen Vortrag über die Grundschule in der Kleinen Kielstraße gehört. Das ist angeblich eine der besten Schulen, die Schulpreise usw. erhalten hat. Der erste Satz der Schulleiterin lautete: „200 Nationen in unserer Schule – 200 Probleme!“ Das darf man natürlich nicht sagen, und das darf man auch nicht denken. Aber das ist natürlich schon noch ein großes Problem.

Wir haben in Deutschland ein demokratisches Jugendhilfegesetz, wahrscheinlich eines der besten weltweit. Aber wir haben die Praxis nicht demokratisch ausgeprägt, da dort, wo die Menschen die größten Unterstützungsbedarfe haben, sie nicht die meisten Möglichkeiten finden. Das können wir durchbuchstabieren. Wir haben leider die schlechtesten Kitas und die schlechtesten Schulen dort, wo wir die besten bräuchten. Das ist kein Zufall. Das liegt daran, dass die Politik das Problem vergessen hat oder dass sie es extra so gestaltet hat; aber darüber müssten wir länger diskutieren. Mit einem Satz: Wir können vieles besser machen. Aber das ist sehr schwierig.

Nächster Punkt: Zur Rolle der Väter habe ich hier schöne Aussagen gehört. Ich bin kein Wissenschaftler; also muss ich von mir und meinem Umfeld reden. Die heutige Generation der Väter gehört zu den Profiteuren der Frauenbewegung; das ist doch ganz klar. Die Väter können ihre Kinder emotional erleben und können ihnen emotional begegnen. Wir machen tolle Erfahrungen mit unseren Kindern. Manchmal aber haben wir uns die Erfahrungen nicht ausgesucht. Ich hatte ein kleines Kind, das sehr viel geschrien hat. Ich habe nächtelang geheult und war verzweifelt. Das ist aber im Nachhinein ein großer Beitrag zum Glück unserer Beziehung geworden. Als in der Kita der Koch krank war, habe ich gejammert; denn ich musste für 30 Kinder kochen. Was habe ich Schöneres erlebt in meinem Leben, als hinterher 30 Kinder gesagt haben: „Das war aber lecker!“

Mit anderen Worten, die Väter sind Profiteure, und zwar gerade dann, wenn sie sich engagieren und zum Beispiel den nassen Lappen anfassen – was sie sehr selten tun. Dagegen gibt es bei Vätern immer noch Allergien. Aber was machen wir familienpolitisch daraus? Ich bin schon der Meinung, dass insoweit einiges getan werden kann. Wenn ich etwas zu sagen hätte – ich überspitze es –, würden alle Väter in Teilzeit arbeiten. Das ist ein Glück, zu dem man auch ein Stück weit gezwungen werden kann. Es hat natürlich große Auswirkungen auf die Institutionen der Gesellschaft und unser gesamtes Leben, wenn Männer wirklich Kindern – den eigenen oder anderen – begegnen.

Herr Wegner bezog sich auf die Shell-Studie, in der es heißt, dass die Kinder sehr zufrieden mit ihren Eltern seien. Ist das gut? Ist das schlecht? Ich glaube, vor 20 Jahren war dort zum ersten Mal zu lesen, dass die Kinder zufrieden mit ihren Eltern seien. Damals war ich Student, und ich war geschockt. Sind die Kinder verrückt geworden? Die eigenen Eltern als Vorbild? Das muss man ablehnen!

(Heiterkeit)

Es ist einerseits schön, wenn Familie sich wirklich geändert hat. Aber ich gehe davon aus, dass die Antwort der Kinder auf die Frage, wie sie ihre Eltern finden, auch etwas damit zu tun hat, wie unsere Welt tickt. Viele glauben, wir hätten den Generationenkonflikt entsorgt. Es ist auch Ausdruck eines Verlustes von Utopien, wenn man die

Utopie, bezogen auf ein gutes Leben, bei den eigenen Eltern suchen muss. Insofern bin ich zu dieser Frage ambivalent.

Hier wurde gesagt, dass viele Kinder, obwohl sie ihre Eltern gut finden, das Leben trotzdem bescheuert finden. Dabei spielt aber, obwohl es ein anderes Thema ist, auch das Thema Schule eine Rolle. Ich würde fragen: Warum darf Schule immer noch so viele Familien unglücklich machen? Das ist auch ein familienpolitisches Thema. Gehen Sie einmal nachmittags herum, und Sie werden feststellen, wie die Mütter und die Väter heulen, wenn sie mit ihren Kindern Hausaufgaben machen müssen. Wir wissen längst, dass die Hausaufgabenzeit eine der schlimmsten Attacken auf die gewaltfreie Familie ist. Aber wir schaffen keine Alternativen.

Ganztagschulen stellen als enge Räume ein eigenes Problem dar. Kinder erleben Enge nicht nur, wenn sie lange im Bus fahren müssen. Natürlich müssen wir die Schule dringend verbessern. Die Kinderrechte in der Schule gilt es zu stärken. Die Schule ist zur demokratischen Organisation aufzubauen. Das täte Familien gut. Die Politik kann also durchaus einiges tun.

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Herr Dr. Stork, das war ein deutlicher Arbeitsauftrag an die Politik. Wir haben zugehört. – Auf unserer Liste steht jetzt Frau Tanzer. Sie haben das Wort.

Uta Tanzer (Lehrerin): Frau Sailer und ich wollen uns die Beantwortung der Fragen aufteilen. Ich sage etwas zum Thema Wahlfreiheit, zu der es verschiedene Fragen gibt. Neben der Definition von Wahlfreiheit und dem, was wir uns darunter vorstellen, möchte ich die Frage beantworten, warum wir Wahlfreiheit haben wollen.

Zur Definition: Wahlfreiheit heißt für uns Wahlfreiheit für Mütter und Väter, wie sie leben wollen und wie sie sich individuell in ihrer Familie die Rollen aufteilen wollen, und zwar alle Rollen im Sinne von Erwerbsarbeit, Kindererziehung, Haushalt – das ist eine ganz wichtige Rolle, die hier bisher kaum zur Sprache gekommen ist – und Freizeit.

Wie kann man sich die Rollen aufteilen? Das ist eine Entscheidung, die jede Familie individuell für sich treffen muss. Dafür bedarf es aber gewisser Rahmenbedingungen, damit das geht.

Wir sind der Meinung, dass diese Entscheidung zu einem gewissen Maß frei von finanziellen Zwängen sein sollte. Warum ist uns das wichtig? Das ist ganz klar. Wir machen die Erfahrung: Jeder Mensch hat ein Bedürfnis nach Selbstwirksamkeit. Er ist glücklich und zufrieden, wenn diese Selbstwirksamkeit erfüllt wird, wenn er selber wählen kann, wie er leben möchte. Wenn das nicht der Fall ist, dann sind die Menschen eher unglücklich. Wenn ich mir Gedanken mache, wie ich leben möchte, und sage, ich möchte gern arbeiten gehen, das geht aber noch nicht, weil ich keine Kinderbetreuung habe, dann bin ich eher unglücklich. Frau Prof. Dr. Luhmann, Sie haben gesagt, dass das entsprechend untersucht ist.

Wahlfreiheit ist deswegen wichtig, weil wir als Menschen zwar alle die gleichen Bedürfnisse haben – wir wollen selbstwirksam sein, wir wollen frei sein, wir haben ein Bedürfnis nach Zugehörigkeit, wir haben ein Bedürfnis nach Autonomie –, die Strate-

gien aber, wie wir diese Bedürfnisse erfüllen, sind individuell verschieden. Ich gehe zum Beispiel gern arbeiten. Ich finde das schön. Ich bin zufrieden und glücklich. Es gibt aber durchaus Menschen, die nicht gern arbeiten gehen und die vielleicht froh sind, wenn das Kind da ist und sie zu Hause bleiben können. Daher möchte ich mir kein Urteil darüber anmaßen, ob es ein erfüllendes Leben ist, als Hausfrau zu leben. Für mich ist das nicht so, aber für andere bestimmt.

Die Bedingungen, die es dafür braucht, sind vielfältig. Zum einen ist eine große Arbeit in den Köpfen zu leisten. Es gibt viele gesellschaftliche Vorstellungen. Es ist ganz toll, wenn Väter jetzt zu Hause bleiben, zwei Monate Elternzeit nehmen. Das ist super und finden alle ganz klasse. Wenn aber Mütter für ein Jahr weg sind, ist das echt nervig. Oder: Es ist super, wenn der Vater das Familienbild auf dem Schreibtisch stehen hat. Das wird gesehen und es wird gesagt: Das ist ein aktiver Vater. Der engagiert sich. Aber bei Frauen kommt es eher schlecht, wenn sie die Familie mit in die Arbeit bringen.

Da ist einfach noch ganz viel in den Köpfen der Menschen zu tun. Das betrifft auch Fragen wie: Welche Aufgaben übernehmen Väter nicht nur bei der Kindererziehung, sondern auch im Haushalt? Es ist total toll: Mein Mann kann die Spülmaschine einräumen. Er kann auch Wäsche waschen. Das finden alle supertoll. Dass ich das kann, das war nie ein Thema. Das war selbstverständlich. Das sind Dinge, bei denen unserer Meinung nach noch unglaublich viel passieren muss.

Andere Rahmenbedingungen sind eine gute, flexible und bedarfsgerechte Kinderbetreuung. Ich habe das Problem mit den Ferien nicht. Ich selber bin Lehrerin. Aber Frau Sailer zum Beispiel hat ein großes Problem damit, dass es in Bayern 13 Wochen Ferien gibt. Wie soll man das als berufstätige Menschen vernünftig abdecken? Bei mir ist es so: Ich könnte theoretisch, weil ich in einer Großstadt lebe, die Betreuung der offenen Ganztagschule in Anspruch nehmen, die sich zusammentun und in der man das zumindest in den Sommerferien wenigstens drei Wochen abdecken kann und wo man in den anderen Ferien auch etwas hat. Wenn ich aber auf dem Land wohne, habe ich das nicht unbedingt. Da habe ich auch nicht unbedingt die Wahlfreiheit der Kinderbetreuung. Da habe ich nämlich nicht die Waldorf-Kita, die Montessori-Kita und die Reggio-Pädagogik um die Ecke, sondern da habe ich, wenn ich Glück habe, eine Einrichtung. Wenn die schlecht ist, ist es doof.

Auch hier ist uns das Thema Wahlfreiheit wichtig. Gute und flexible Kinderbetreuung ist wichtig für die Kinder, denn sie müssen sich wohlfühlen und aufgehoben sein. Uns ist sehr wichtig, dass sie bedürfnisorientiert und bindungsorientiert ist. Unserer Meinung nach geht Bildung immer nur über Bindung. Die Kinder lernen einfach nichts, wenn sie sich nicht wohlfühlen.

Es muss an der Qualität der Kinderbetreuung gearbeitet werden. Es muss aber auch an der Quantität der Kinderbetreuung gearbeitet werden. Es müssen ebenfalls die Bedürfnisse der Eltern gesehen werden, denn es ist schwierig, eine Kinderbetreuung von 9 Uhr bis 16.30 Uhr mit langen Arbeitszeiten zu vereinbaren. Gerade wenn jemand Schicht arbeitet, stellt sich die Frage. Wie mache ich das? Da muss wirklich noch viel passieren. Das darf unseres Erachtens auf gar keinen Fall auf Kosten der Qualität der Kinderbetreuung gehen. Auch hier muss unbedingt etwas getan werden.

Ein anderes Thema betrifft Arbeitszeitmodelle. Es herrscht in vielen deutschen Firmen immer noch Anwesenheitspflicht. Da ist es wichtiger, von morgens um 7 Uhr bis abends um 18 Uhr in der Firma zu sein. Was man da genau tut, ist nicht so wichtig. Hauptsache man ist da. Daran muss gearbeitet werden. Es muss flexiblere Modelle geben, wie Homeoffice oder Telearbeit. In Schweden wird jetzt mit dem Sechs-Stunden-Arbeitstag experimentiert. In den Niederlanden ist die Vier-Tage-Woche weit verbreitet. Da kann man sich solche Dinge leichter aufteilen.

Unserer Meinung nach sollte es definitiv mehr Teilzeitarbeit für Väter geben, auch viel mehr vollzeitnahe Teilzeitarbeit. Teilzeit heißt nicht nur, zehn Stunden, 20 Stunden pro Woche zu arbeiten, sondern Teilzeit kann auch heißen: Ich arbeite 30 oder 32 Stunden. Da müsste wirklich viel gemacht werden.

Es gibt diese ganzen Modelle. Dazu gibt es Literatur ohne Ende, die ich jetzt nicht alle gelesen habe, wie zum Thema Lebensarbeitszeitkonten. Das müsste man einfach anwenden. Die Politik hat die Möglichkeit, gestaltend tätig zu werden.

Wie will man das Ganze finanzieren? Das ist die letzte Frage. Man kann das zum Beispiel über eine Kindergrundsicherung oder über ein bedingungsloses Grundeinkommen finanzieren.

Sabrina Sailer: Nahtlos an das Thema der Wahlfreiheit anknüpfend, stellt sich die Frage von Herrn Wegner: Wie sieht es mit der Freiheit der Kinder, der Eltern aus und mit dem Druck, der sich da aufbaut? Wir beobachten, dass das auf zwei Sachen fußt. Wir haben zum einen die Wahrnehmung von werdenden Eltern, wie eine glückliche Familie aussehen soll. Da hängt auch ganz viel am medialen Bild.

Ich bin ursprünglich Medienwissenschaftlerin. Ich hänge immer an der Frage, wie die Medien das Bild vermitteln. Wenn wir als Stillberaterin tätig sind und zu einer Familie mit einem drei, vier, fünf Wochen alten Baby kommen, stellen wir fest: Die Familie ist völlig geschockt, dass dieses Kind dauernd weint. Ihr ist gar nicht klar, dass ein Baby viel weint und dass das normal ist. Das verstehen die Eltern nicht, denn in der Werbung im Fernsehen, in den Zeitungen ist dieses glücklich lächelnde Baby im Kinderwagen zu sehen, während die Eltern gemütlich Kaffee trinken.

Das funktioniert nicht, aber das ist das Bild, das den Eltern vermittelt wird. Es wird ihnen auch vermittelt – durchaus medial –, dass es für die Mutter relativ einfach sei, nach einem Jahr Teilzeitarbeit wieder in den Beruf einzusteigen und dass der Vater natürlich problemlos zwei Monate Elternzeit nehmen kann. Das ist auch nicht Realität für die allermeisten Familien.

Die Realität ist, dass dem Vater gesagt wird: Das kannst du schon machen, dann hast du die Beförderung eben nicht mehr. Oder der Mutter wird gesagt: Ja, deinen Führungsjob kannst du dann aber leider vergessen. Teilzeit geht das nicht. Wir hätten da noch eine Stelle im Sekretariat. Dann ist die Sache erledigt. Das Glück kommt an der Stelle ziemlich spät, weil man sich mit diesen ganzen Erwartungen, die man vorher hatte, wie das in der Familie laufen kann, neu auseinandersetzen muss. Man muss noch einmal von vorn anfangen und sich überlegen: Wo finde ich mein Glück in der Familie, wenn ich jetzt mit diesen Rahmenbedingungen klarkommen muss?

Ich glaube schon, dass die Kinder heutzutage freier in dem sind, was sie machen können, weil die Angebote wirklich grandios sind, gerade für die Mittelschicht. Es gibt einen gewissen Druck für Eltern – gerade in der Mittelschicht –, sie auch wahrzunehmen. Wenn das Kind das einzige Kind ist, das nicht zum Musikunterricht geht, oder das einzige Kind ist, das nachmittags betreut wird, weil beide Elternteile Vollzeit arbeiten, dann hängt das so ein bisschen hinterher. Da gibt es einen gewissen Druck, das doch irgendwie hinzubekommen und in Anspruch zu nehmen. Die Kinder gewöhnen sich daran, tragen das später so weiter und sagen: Wieso, meine Eltern haben das doch geschafft? Sie waren doch mit mir zusammen. Ich hatte Musikunterricht. Ich hatte dieses und jenes. Sie waren beide arbeiten. Das ging doch irgendwie.

Ich komme ursprünglich aus dem Osten. Ich habe das so erlebt. Meine beiden Eltern haben Vollzeit gearbeitet, weil das im Osten nun einmal so war und auch heute noch so ist. Ich weiß, dass es geht. Ich frage mich inzwischen: Wie haben sie das zum Geier hinbekommen, denn sie haben es ja geschafft. Mir fällt das ein bisschen schwer, weil 13 Wochen Ferien in Bayern Standard sind. Das ist völlig normal. Kinderbetreuung gibt es in den Ferien gar nicht. Das Glück, gemeinsam in den Urlaub zu fahren, hat sich für meine Familie erledigt, weil das nicht funktioniert. Das geht nicht. Wir teilen uns die Ferienzeiten auf und überlegen: Wer kann welche Tage übernehmen, damit überhaupt irgendjemand bei den Kindern ist? Das ist nicht glücklich machend, das ist ziemlich unglücklich machend. Da haben wir leider auch keine eigene Wahl zu sagen: Das ist so supertoll. Wir versuchen es.

Ich finde das, was Herr Dr. Frädrich gesagt hat, sehr schön. Natürlich bist du deines eigenen Glückes Schmied. Dann machen wir eben Homeoffice oder wir versuchen, die Kinder irgendwie gut unterzubringen. Es ist auch eine tolle Sache, wenn sie einen Tag lang einen Töpferkurs belegen. Das ist super für die Kinder und für uns auch, weil sie ganz tolle Sachen lernen. Aber es steht eine Menge Druck dahinter, das irgendwie zu stemmen und hinzubekommen.

Es hängt durchaus an der Politik zu überlegen: Was kann ich machen, damit solche Sachen nicht ausgerechnet bei der Mittelschicht entstehen? Die Unterschicht hat noch ganz andere Probleme, denn sie haben nicht die Möglichkeit, schnell einmal 100 Euro für einen Töpferkurs auf den Tisch zu legen, sondern sie müssen sich überlegen: Was mache ich stattdessen? Ich muss arbeiten. Der Mann muss arbeiten. Es gibt keine Kinderbetreuung. Was tue ich mit meinem Kind? Bleibe ich zu Hause, ist der Job weg und ich habe kein Geld mehr.

Damit sind wir wieder bei der Frage, ob Glück vom Erwerbsstatus abhängig ist. Das glaube ich schon bedingt. Wenn ich einen erfüllenden Job habe und das mache, was mir Spaß macht, dann bin ich glücklich in der Grundhaltung und auch glücklich in der Familie. Wenn ich einen Job machen muss, der mir Geld bringt, weil ich das Geld brauche und keine Wahl habe, ob ich diesen oder einen anderen Job mache, weil ich sowieso nichts anderes finde, dann macht mich das vielleicht nicht so glücklich, egal, ob ich dafür Geld bekomme oder nicht.

Da sind wir bei dem, was wir bei der Wahlfreiheit hatten: Diese Selbstverwirklichung ist für uns eher eine Form von Selbstwirksamkeit. Wenn ich entscheiden kann, dass ich diesen Job mache, weil ich das Geld brauche, der Job selber ist nicht so wichtig,

dann mache ich das so. Dann bin ich wahrscheinlich in der Grundhaltung glücklicher, als wenn ich diese Wahl nicht habe.

Genauso hängt es in einem gewissen Maße auch an einer finanziellen Sicherheit. Es ist Aufgabe der Politik, dafür zu sorgen, dass kein Kind in der Armutsfalle landet, dass die Eltern entscheiden können: Okay, wir haben jetzt vielleicht nicht das große Einkommen, aber keines der Kinder muss auf eine normale, soziale Teilhabe verzichten, weil wir jetzt keine Arbeit haben, denn zumindest die Kinder sind gut abgesichert. Wir können vielleicht nicht in Urlaub fahren. Wir können vielleicht nicht das fünfte Handy kaufen, aber wir können den Kindern eine soziale Teilhabe ermöglichen, weil diese Grundsicherung vorhanden ist. Auch wenn wir Eltern sagen, wir können diesen Job, den wir vor den Kindern ausgeübt haben, nicht mehr ausüben, das funktioniert mit den Kindern nicht, wir müssen etwas Neues suchen, dann wäre diese Sicherheit da. Das ist uns sehr wichtig.

Wir erleben im Alltag in der ehrenamtlichen Beratung ganz oft: Gerade die Mütter hängen in dieser Erwartungshaltung in Bezug auf das, was sie denken, was eine Familie machen müsste oder wie sie sein müsste, diese „glückliche Blase“, die ihnen vorgegaukelt wird. Sie landen dann in einem Loch und müssen damit klarkommen und das auch relativ allein, weil sie die meisten Angebote nicht in Anspruch nehmen: Entweder geht es mit dem Kind nicht oder es gibt die Angebote nicht vor Ort. Gerade im ländlichen Gebiet ist es ein bisschen schwierig, wenn man erst einmal eine Stunde durch die Gegend fahren muss, um jemanden zu erreichen. Einige Angebote kosten Geld. Das haben nicht alle Familien übrig. Wenn man die Chance hat, da vorab anzusetzen, fände ich das schon sehr hilfreich, damit die Zufriedenheit in den Familien insgesamt steigt. – Danke.

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Gut. Danke. – Manchmal macht ja schon eine Tasse Kaffee glücklich. Um 13 Uhr gibt es für Sie wieder die Möglichkeit, eine Tasse Kaffee zu trinken und Brötchen zu essen. Ich hoffe, Sie halten noch so weit durch. – Ich würde jetzt weitermachen wollen und Sie, Frau Holz, um die Beantwortung der an Sie gerichteten Fragen bitten.

Gerda Holz (Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e.V.): Ich möchte meine Antwort auf die Aspekte sozialer Differenziertheit konzentrieren. Der erste Punkt, der mir sehr wichtig ist, hängt mit der Frage nach dem kollektiven Glücksgefühl in der Familie zusammen, die Sie gestellt haben, unter dem Gesichtspunkt, die Familie „aufzudröseln“ und zu sagen: Es ist eine individuelle Auslegung dessen, was Glück ist und was insbesondere die Zufriedenheit angeht.

Wenn ich davon spreche, dass es individuell ist, ist es mir erst einmal piep egal, in welcher Familie oder in welchen sozialen Lagen ich lebe. Es ist der persönliche Umgang damit, und wie ich das finde und wie ich das immer wieder für mich neu weiterführe. Das ist eine Grundbedingung, die jeden Menschen betrifft egal, in welcher Familie oder in welcher sozialen Lage er ist.

In einem zweiten Schritt stellt sich die Frage, unter welchen Bedingungen ich als Familie leben kann. Zur Familie ist zu sagen: Wir haben ganz viel von Müttern und Vätern gesprochen. Der Anteil von Alleinerziehenden wird immer größer. Das Bild

von der Familie mit Vater und Mutter verändert sich und wird in der Zukunft auch familienpolitisch eine andere Rolle spielen, vor allen Dingen was das Familienbild von uns oder unserer Gesellschaft selbst angeht.

Es ist ganz unterschiedlich, wenn ich nach Milieus gehe: Je stärker eine Einkommensbelastung da ist – Sie hatten das mit einer Stigmatisierungsthese beschrieben – je stärker ich bestimmten Milieus angehöre und mich auch nur in diesem Umfeld bewegen kann, lebe ich unterschiedliche Bilder und habe unterschiedliches Empfinden von Glück, von Aktivitäten, wie ich mein Leben lebe, das Glück, die Zufriedenheit des aktiven Umgangs, wie ich meine Familie lebe.

Es gibt einen durchaus größeren Anteil von Familien, die ein traditionelles Bild leben, das wir vielleicht 1959 hatten, aber nicht mehr heute. Trotzdem spielt dieses Bild immer noch eine Rolle in bestimmten Milieus und mit bestimmten sozialen Hintergründen.

Sehr prägend ist es zu sagen: Wenn, dann geht der Vater arbeiten und braucht sich nicht um die Kinder zu kümmern, und die Mutter bleibt zu Hause und ist die Hausfrau. Aber selbst wenn die Hausfrau arbeiten muss, weil der Vater kein Einkommen mehr hat, muss sie eben Hausfrau und erwerbstätig sein. Es ändert sich nichts an der Verantwortung und an der Frage, wie die Personen dieser Familie glücklich und zufrieden sein können. Das prägt auch die Lebensbedingungen und die Gegebenheiten der Kinder und Jugendlichen, die in den Familien groß werden.

Mit dieser „Aufdröselung“ meine ich, die Familie als solche zu nehmen und zu überlegen: Ist das Familienbild, das wir mittelschichtorientiert versuchen weiter zu gestalten, das, was auch der Realität entspricht?

Daran zweifle ich manchmal, wenn ich mir die Einkommenszahlen und die Arbeitsgegebenheiten in Nordrhein-Westfalen und im Ruhrgebiet mit Blick auf Arbeitslosigkeit und die Gegebenheiten in anderen Großstädten ansehe. Ich zweifle manchmal daran, wenn ich mir den Unterschied zwischen dem Kreis Coesfeld und dem Ruhrgebiet ansehe, was Einkommen, Berufstätigkeit, finanzielle Absicherung angeht. Da muss sehr viel differenzierter dieser Frage nachgegangen: Wie wird Familie gelebt werden können, damit alle zufrieden sind?

Der dritte Schritt ist für mich, die Rahmenbedingungen für Familie – da kommt dieser kollektive Aspekt zum Tragen – unter der Fragestellung zu betrachten: Was erwartet Gesellschaft von Familie? Was können Familien – Eltern, Väter und Mütter oder Kinder oder Jugendliche – erfüllen? Das ist ganz unterschiedlich.

Die Bedürfnisse, die Vorstellungen, der Hinweis darauf, wann wir Familie sind und wie wir das gut gestalten würden, sind ähnlich. Zu den Rahmenbedingungen von arbeitsbetroffenen Familien – ich fange bei den wirklich existenziellen an, zum Beispiel die Perspektive eines guten Familienlebens, keines zufriedenen Familienlebens, sondern eines guten – zählt erstens die existenzielle Versorgung, zweitens über Geld zu verfügen, drittens Spiel, Erholung, Freizeit und Ferien. Dann kommen Bildung und Schule. Mobilität spielt nicht nur auf dem Land eine Rolle, sondern auch in einer Großstadt. Wenn ich kein Auto zur Verfügung habe, aber zwei Kinder wegbringen muss, ist das nicht nur eine Frage des Raumes, sondern oft auch eine Frage der finanziellen Lage. Weiter sind zu nennen Erwerbsarbeit, Familienarbeit bis hin, Natur

erleben zu können, Zeit, Ruhepausen zu haben sowie Geborgenheit, Schutz und Sicherheit. Das sind die Vorstellungen von Familie, die zufrieden machen.

Die Umkehrung im Sinne von dem, was wird erwartet, heißt: Sind die Rahmenbedingungen, um das zu erfüllen, auch so gestaltet, dass das allen zugutekommt, oder kommt da die soziale Frage ganz klar rein? Die einen dürfen und können, und den anderen wird immer erzählt: Ihr müsst, aber ihr kommt gar nicht dazu.

Ich mache das deswegen deutlich, weil bei sozial benachteiligten Familien der Punkt ist, dass sie nicht arbeiten – beide nicht arbeiten, möchte ich einmal in den Raum stellen, da muss man sich nur die Statistik anzusehen – oder dass sie Schichtarbeit machen. Die Frage von Vereinbarkeit ist nicht eine Frage, ob ich nachmittags um 16 Uhr noch einen Kita-Platz habe, sondern ob ein Kita-Platz da ist, an dem die Kinder auch abends oder früh morgens versorgt werden, wenn die Eltern – insbesondere beide Eltern – Frühschicht und Nachtschicht machen müssen.

Ich bin im Münsterland groß geworden und sehr viel im Ruhrgebiet. Ich erlebe jeden Tag, wenn ich da bin, dass der Rhythmus des Ruhrgebietes morgens spätestens um 5 Uhr anfängt. Der Rhythmus in Frankfurt, wo ich lebe, fängt morgens um 8 Uhr an.

Ich sage das, um deutlich zu machen: Es geht nicht immer nur darum, das mittelschichtorientiert zu vereinbaren. Das Leben von sozial benachteiligten und einkommensärmeren Familien ist genau ein solches der Vereinbarkeit. Bloß es wird ganz anders gelebt werden müssen.

Darauf gerichtet ist die Frage in Bezug auf Arbeit, Arbeitgeber, Unternehmen zu stellen. Auf wen blicken wir und was machen wir in Richtung Vereinbarkeit unter diesem Gesichtspunkt?

Ich bringe einen weiteren Punkt ein, der hinzukommt: Arbeit, erwerbstätig zu sein, ist erst einmal Lebensabsicherung. Es ist gleichzeitig das Erlebnis, einen Teil zur Gesellschaft beizutragen, dazuzugehören und soziale Achtung zu erhalten. Alltagsstruktur und all das zu haben, ist ein großes Maß an Selbstwirksamkeit.

Für die Erwerbstätigkeit, die viele benachteiligte Gruppen sehr wohl haben, ist eines sehr zentral, was aber zu einem zweiten Punkt führt. Sie haben gesagt, Zufriedenheit ist Gesundheit – also Arbeit und Gesundheit. Es ist genau der Punkt, dass bei sozial benachteiligten Familien ein überdurchschnittlich hoher Anteil an Gesundheitsproblemen bestehen, dass bei ihnen Gesundheit zum Armutsthema wird, weil ich aufhören muss zu arbeiten oder weil ich Kinder habe, die krank sind, und ich nicht arbeiten kann.

Die Frage ist genauer zu betrachten: Macht Krankheit arm oder macht Armut krank? Diese Frage ist zu verbinden in Bezug auf Arbeit und Gesundheit und zu betrachten, was sozial benachteiligte Gruppen alles anstellen, um dieser Norm, diesem gesellschaftlichen Bild gerecht zu werden. Das führt manches Mal zur Zufriedenheit: Ich schaffe das. Wir machen das. Aber in ganz vielen Fällen wird ihnen permanent vorgezeichnet: Du schaffst das nicht. Du kannst das nicht. Da musst du zum Amt morgens um 8 Uhr, weißt aber gar nicht hinzukommen. Die negative Seite von diesem „Es geht gut“ ist umgekehrt: „Es fällt mir schwer“. Dieser Punkt spielt bei der Zufriedenheit und beim Glück von Familie eine Rolle.

Daher mein Plädoyer, zusammengeführt an dieser Frage dieses Familienbild bzw. die Rollen und Funktionen, die von außen gestellt werden, sehr viel genauer und nicht nur kritisch zu durchdenken und diese Vielfalt zuzulassen und nicht immer im Blick zu haben: Es ist eine Familie, Berufstätigkeit und Familie. Es sind zwei glückliche Kinder. Es sind Vater, Mutter, Kind. Das passt nicht mehr. Das muss rein in diese ganzen Diskussionen um Zufriedenheit und Glück, um die Rahmenbedingungen zu definieren, wo wir jetzt anfangen können „herunter zu rattern“, was das ist.

Aber dieses Grundlegende, was erwartet Gesellschaft heute und morgen von Familie, ist die gleiche Frage wie vor 20 Jahren, aber mit anderen Antworten, weil die Rahmensetzungen dabei eine Rolle spielen und gleichzeitig das Wissen besteht: Eltern und Kinder handeln. Sie sind Akteure, auch Armutsbetroffene, auch Multi-Problem-Familien. Die sitzen nicht mit den Händen im Schoß und sagen, wir machen es nicht. Sie entsprechen in ihrem Handeln manchmal vielleicht nicht der Vorstellung, wie ich sie habe. Dieser Rolle sollen sie aber entsprechen. Das funktioniert nicht im Sinne, dass sie dann zufrieden und glücklich sind, wenn ihnen immer wieder signalisiert wird: Du machst es nicht richtig. Das passt nicht. Du hast das nicht erfüllt.

Dieses Zusammenspiel von dem eigenen persönlichen Empfinden über die Frage, wie es in der Familie gestaltet wird, bis hin zu der Frage, was die Rahmensetzungen oder umgekehrt die Erwartungen davon sind, was Familie tun soll, hängt miteinander zusammen. Das wirkt gegenseitig.

Für mich stellt sich an dieser Stelle politisch die Frage nicht so sehr, wie das individuelle Glück des Einzelnen gestaltet wird, sondern umgekehrt: Wie werden die Bedingungen im Sinne der Differenziertheit der Ansprüche und Bedürfnisse weiter gestaltet?

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Gut. Die Frage lautet also: Wie bunt ist unsere Familienpolitik? – Herr Prof. Dr. Bucher, Sie sind an der Reihe, uns aus Österreich zu berichten.

Prof. Dr. Anton Bucher (Universität Salzburg): Meine sehr verehrten Damen und Herren! Ich versuche, meine Ausführungen vor der wohlverdienten Mittagspause kürzer zu halten. Ich sehe meine Funktion vor allem darin, die Perspektive der Kinder zur Geltung zu bringen. Ich versuche, das an einigen Punkten kurz durchzugehen.

Auch wenn ich zum Teil nicht direkt dazu gefragt worden bin: Es ist mehrfach die Frage vom Glück und seinem Raum, vom Glück und der Umgebung erörtert worden. Wie verhält es sich diesbezüglich in Ballungsgebieten, wie in ländlichen Gebieten, nachdem zum romantischen Mythos Glück und unversehrte freie Natur gehören?

Wir haben in unseren Studien festgestellt, dass die Wohnumgebung einen relativ geringen Einfluss hat. Kinder können in einer Innenstadt genau gleich glücklich sein wie am Chiemsee.

Zwei Aspekte haben wir aber festgestellt. Dazu zählt unter anderem: Wenn Kinder hinausgehen konnten und vielleicht einen Garten hatten, ist das ein Glücksfaktor. Das betrifft insbesondere Kinder, die sogenannte Kontrollnischen haben.

Wir haben viel von Betreuung von Kindern gesprochen. Das ist natürlich unerhört wichtig. Eines dürfen wir nicht vergessen, nämlich dass Kinder immer noch den Drang nach solchen Räumlichkeiten haben. Eine Aufgabe der Politik ist, auch den Raum zu gestalten, wo Kinder unter sich sein können, wo sie sich verstecken können, wo sie auf Bäume klettern können, wo sie mit bloßen Händen Fische im Bach fangen können, wo gar kein Pädagoge da ist. Dann sind Kinder vielfach umso glücklicher. Ich durfte eine solche Kindheit auf einem Bauernhof erleben. Eine Kontrollnische war der Heuboden. Es war besonders spannend, wenn auch die Nachbarstöchter da waren. Man könnte Kindern auch freie Räume ermöglichen.

Verschiedentlich wurde das Kindheitsglück und die Berufssituation der Mütter angesprochen worden. Als ich 1993 nach Österreich kam, gab es einen Diskurs: Kinder sind umso glücklicher, je länger die Mütter daheim bei den Kindern bleiben.

Es erfüllt mich mit einer gewissen Genugtuung, was unsere Daten zutage brachten: Wenn Mütter halbtags berufstätig sind, schätzen sich Kinder deutlich glücklicher ein, als wenn die Mutter den ganzen Tag daheim ist.

Mögliche Erklärung dafür ist, dass Berufstätigkeit eine Form von Anerkennung ist. Es gibt das Konzept der Stimmungskongruenz: Kinder spüren sehr wohl, ob eine Mama eher unzufrieden, frustriert ist oder ob sie Erfolgserlebnisse hat und in ihrem Selbstwert gestärkt wird.

Deutlich weniger glücklich sind Kinder im Fall von Arbeitslosigkeit. Arbeitslosigkeit, wenn ich das ergänzen darf, wird umso gravierender empfunden, je weniger in den jeweiligen Regionen davon betroffen sind. Dazu gibt es viele internationale Studien.

Ein weiterer Belastungsfaktor ist ganztägige Berufstätigkeit. Kinder sind weniger glücklich. Es gab 2007 eine intensive Diskussion. In der „New York Times“ wurde festgestellt: Der Anteil der sehr glücklichen Amerikanerinnen ist um 20 % zurückgegangen. Naheliegende Erklärung: Doppelbelastung. Das wirft die Frage nach den Vätern auf.

Ich würde es auch sehr begrüßen, wenn Väter generell die Möglichkeit hätten, in Karenz zu gehen. In Österreich ist das seit kurzer Zeit möglich. Es wird aber erstaunlich wenig in Anspruch genommen, dass Väter ein Jahr oder eineinhalb Jahre bei ihren Kindern daheim sind. Zwei in meinem Bekanntenkreis schätzen das zu den bereicherndsten Erfahrungen ihres bisherigen Lebens. Zwei waren heilfroh, dass sie wieder arbeiten gehen konnten.

Das Familienbild ist angesprochen worden. Ich spreche dafür: Gibt es eine Pluralität? Was ist die Perspektive der Kinder? Es gibt Untersuchungen darüber, wie sich Kinder die Familie vorstellen, interessanterweise sehr traditionell und sehr bürgerlich, auch solche Kinder, die in einer Ein-Eltern-Familie sind. Dass zu einer Familie Mutter und Vater dazugehören sollten, ist für Kinder selbstverständlich. Für relativ viele Kinder gehört zur Familie übrigens auch die Katze oder der Hund, sofern ihrerseits vorhanden.

Es ist die Frage nach dem kollektiven Familiengefühl gestellt worden. Es gibt Untersuchungen dazu: Was tun sie, um glücklicher zu werden? Sehr hohe Zustimmung: mich mehr der Familie zeitlich, aber auch emotional widmen.

Angesprochen wurde auch die Frage, ob Glück erlernbar ist. Mich hat immer sehr beeindruckt und beeindruckt mich nach wie vor die sogenannte Glücksformel von Sonja Lyubomirsky: Glück ist in etwa zu 50 % genetisch festgelegt – Persönlichkeitseigenschaften –, zu 10 % sind es die äußeren Lebensumstände, in etwa zu 40 % ist es das Aktivitätsspektrum körperlicher Bewegung. Strategien wie Dankbarkeit auch für kleine Dinge können enorm beglückend sein. Das haben wir in der Hand, auch wenn viele dieser Strategien politisch nicht anordnungsbar sind. Wenn wir sagen, seien Sie dankbar, dann wäre die gesündeste Reaktion die, dass man es gerade vielleicht nicht ist.

Als Pädagoge angesprochen: „Glücksfach“. Bekanntermaßen gibt es in Heidelberg eine Schule mit „Glücksfach“, mittlerweile auch an zwölf Schulen in der Steiermark. Ich hatte die dankbare Aufgabe zu untersuchen, ob Kinder an Schulen mit einem „Glücksfach“ glücklicher sind. Sie sind nicht glücklicher.

(Heiterkeit)

Glück ist nicht eine Sache von zweimal 45 Minuten, sondern wenn Kinder an Schulen positiv wertgeschätzt werden im Sinne von du kannst das und nicht die häufige Botschaft hören, das kannst du noch nicht.

Eine der stärksten Kindheits-Glückskiller sind die Hausaufgaben. Unsere Daten haben gezeigt, wenn es pro Tag über eineinhalb Stunden hinausgeht, drückt das die gesamte Kindheit. – Danke für das Zuhören.

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Danke. Sie haben mich jetzt zum Nachdenken gebracht. Ich war eine glückliche Vollzeitmutter. Ob meine Kinder glücklich waren, weiß ich natürlich nicht. Das muss ich einmal nachfragen. – Wir haben Herrn Bendfeld und Herrn Amonit auf der Rednerliste stehen. Herr Bendfeld, möchte Sie anfangen?

Tobias Bendfeld (Diakonisches Werk des Ev. Kirchenkreises Steinfurt-Coesfeld-Borken e.V.): Ich möchte an das anknüpfen, was Frau Holz gerade gesagt hat. Es geht auch um die Themen Trennung und Scheidung.

Ich habe mitgenommen, dass Familie hier und heute ganz unterschiedlich gelebt wird und in der Realität ganz anders ist. Aus meiner Sicht heißt das: Erst einmal kann Familie auch anders gelebt werden, als das vor 50 Jahren der Fall gewesen ist. Das bedeutet, dass grundsätzlich mehr Freiheit in der Wahl enthalten ist, sonst wäre das so nicht erklärbar.

Was aber auch darin steckt, ist: Wenn ich die Wahl habe, muss ich mich entscheiden. Es gibt heutzutage Familien oder Eltern, die Unterstützung dabei brauchen zu überlegen: Wie will ich mich entscheiden? Welche Art von Leben will ich leben? Wie muss die Ausgestaltung aussehen? Wie kann ich in der Wahlfreiheit für mich handlungssicher werden?

Das spielt insbesondere im Rahmen von Trennung und Scheidung eine große Rolle. Wenn ich die Beratungsstelle betrachte, in der ich tätig bin, kann ich sagen: Wir haben etwa 900 bis 1 000 Beratungsfälle pro Kalenderjahr. Mit Schwankungen zwi-

schen den Jahren haben etwa ein Drittel der Fälle irgendetwas mit den Themen Trennung und Scheidung zu tun – das ist ein weites Feld – in und nach Trennung und Scheidung. Auch die Frage der Alleinerziehung spielt eine Rolle, die häufig eine Folge von Trennung oder Scheidung ist.

Wenn man überlegt, was die Faktoren sind, kann man Stabilitätsfaktoren von Beziehung herausfinden. Das ist aber eher so etwas wie beispielsweise finanzielle Abhängigkeiten, gemeinsamer Besitz. In Teilen findet man auch so etwas wie Kirchengemeinschaft und das damit verbundene Bild oder gemeinsame Kinder. Diese Stabilitätsfaktoren sagen aber ganz wenig über die Qualität der Beziehung aus. Sie haben sicherlich an Relevanz abgenommen, weil wechselseitige Abhängigkeiten zwischen Partnern ein Stück weit abgenommen haben, auch auf finanzieller Ebene.

Das macht es aus meiner Sicht umso wichtiger, sich Qualitätsfaktoren anzusehen. Herr Kern, Sie hatten die Frage nach der Struktur und den Angeboten gestellt. Es gibt im Rahmen der Erziehungs- und Familienberatung für Paare mit Kindern von 0 bis 18 Jahren ein ganz klares Angebot, das auch wahrgenommen werden kann und auch in hohem Maße wahrgenommen wird. Wenn ich mir ansehe, wie das bei uns oder bei Kollegen in Beratungsstellen ist, haben die Zahlen und der damit einhergehende Zeitfaktor, der diese Beratung ausmacht, deutlich zugenommen.

Es gibt ein klares Angebot für diese Art von Familien. Es gibt sicherlich in Teilen auch Angebote für Kinder. Für alle diese Beteiligten ist es aus meiner Sicht dringend notwendig zu überlegen: Wie will ich, wenn Trennung eintritt oder sich anbahnt, die Gestaltung davon machen, weil sich bei Trennung auf Beziehungsebene im Grunde alles ändert. Alles wird neu justiert.

Eine Beratung in diesem Prozess ist meines Erachtens eine ganz sinnvolle Sache. Es gibt eine bestimmte Landesförderung, die aber nur einen kleineren Prozentsatz ausmacht und die etwa bei 20 % rangiert. Die kommunale Abbildung des Ganzen ist ein weites Feld und sehr unterschiedlich.

Deswegen wäre es aus meiner Sicht schon wünschenswert, dass eine Landessteuerung in der Förderung eine Veränderung bedeutet, weil man unabhängiger von den kommunalen Gegebenheiten eine Förderung in der entsprechenden Weise hätte.

Das, was in dieser Förderung nicht enthalten ist, zielt auf Familien, in denen schon Kinder geboren sind und wo es nicht so sehr um Paare geht, die zum Beispiel Kinder haben, die älter als 18 Jahre sind – Familie hört nicht direkt abrupt mit Volljährigkeit auf – und Familien, die in Familiengründungsphase sind. Die Frage lautet: Auch wenn es kein Elternpaar in dem Sinne ist, wie kann eine Paarberatung früh greifen? Es gilt zu überlegen: Kann nicht auch Stabilität in der Partnerschaft und in einer werdenden Familie sinnvoll sein?

Das spricht den Bereich der Lebensberatung an, wo eine Finanzierung grundsätzlich deutlich schlechter gestellt ist, als bei der Familienberatung, nämlich gar nicht, um das deutlich zu sagen. Das heißt: Eine ganze Reihe von Paaren sind nicht primär Elternpaare oder Elternpaare, die Kinder zwischen 0 und 18 Jahre haben, könnten diese aber durchaus werden und könnten an so einer Schnittstelle auch eine sinnvolle Unterstützung gebrauchen.

Was mir in der Diskussion ein bisschen zu kurz gekommen ist – das ist in Teilen angeklungen – und auch Folgen von Trennung und Scheidung angeht, sind Modelle von Alleinerziehenden. Wenn man sich den gerade erschienenen Familienbericht NRW und die darin genannten Zahlen ansieht, ist es das, was gefühlt schon vorher klar gewesen ist, nämlich dass eine sehr deutliche Benachteiligung von welchen Konstellationen von alleinerziehenden Familien auch immer gegeben ist. Aus meiner Sicht bedarf es hier einer deutlichen strukturellen Verbesserung.

Auch wenn es nicht diese politische Ebene betrifft, so möchte ich doch daran erinnern: Es gibt ein Ehegattensplittung und kein Familiensplittung. Das trifft alleinerziehende Familie aus meiner Sicht doppelt hart und ist nicht so sehr der Realität von Familien heute angemessen.

Die Frage lautet: Wie kann ein Angebot für Alleinerziehende aussehen? Ich gebe ein Beispiel aus der Praxis: Wir haben vor kurzem ein Angebot an eine Gruppe von alleinerziehenden Vätern und Müttern – in der Realität sind das, wie Sie alle wissen, meistens Mütter – unterbreitet. Da fängt es schon mit der Frage an: Wie hole ich sie überhaupt ab? Wann kann ich ein Angebot machen? Wie muss das zeitlich aufgestellt sein, damit ein Alleinerziehender, der vielleicht großen Bedarf hat, das überhaupt annehmen kann, weil sich sofort Fragen von Kinderbetreuung und dergleichen stellen.

Das heißt: Gerade die Familien, die einen hohen Bedarf haben, haben auch einen hohen Bedarf an Strukturen, die es ihnen ermöglichen, diesen Bedarf abholen zu können. Das ist ein großes Problem. Ich sehe es auch so, dass es eine Holschuld gibt: Ich muss mir auch etwas abholen, aber ich muss auch die Voraussetzungen haben, überhaupt etwas abholen zu können. Das ist in einigen Konstellationen deutlich schwierig. – So viel erst einmal zum Thema.

Klaus Amoneit (PEV-NRW e.V.): Ich würde zunächst auf die konkrete Frage von Frau Velte eingehen wollen. Das ist das große Sorgenthema in der Familienbildung: Wie erreichen wir unsere „Sorgenfamilien“? Frau Holz hat in fachlicher Weise von den Multi-Problemfamilien gesprochen. Ich nenne sie aber deshalb „Sorgenfamilien“, weil sie selbst Sorgen haben und weil sie uns Sorgen machen, auch in der Weiterentwicklung ihrer eigenen Kinder. Ich glaube, der Zusammenhang ist klar. Das muss ich nicht vertiefen.

Wie erreichen wir die „Sorgenfamilien“ und Multi-Problemfamilien mit unseren vielfältigen Maßnahmen, die es in den Wohnbezirken und Stadtteilen gibt?

Klar ist und sehr logisch: Fast 90 % der Alleinerziehenden sind Frauen. Frauenpolitisch ist uns dieser Gedanke in der öffentlichen Diskussion ein bisschen verloren gegangen. Der Begriff Alleinerziehende kaschiert sofort die ganze Fragestellung. Ich kann aus meiner beruflichen Praxis in den Jugendämtern sagen: Durchgängig machen uns auch im Bereich der Erziehungshilfe – das ist statistisch seit 40, 50 Jahren bekannt – die Kinder und Familien, die alleinerziehend leben, große Sorgen.

Was haben wir in unseren Stadtteilprojekten gemacht? Ich nenne als Beispiel das Stadtteilprojekt Wattenscheid-Mitte. Die Kolleginnen und Kollegen haben das Projekt

„Hat watt“ genannt. Das passt schön und war etwas originell, denn jeder Mensch, der dort lebt, hat natürlich watt. Das ist auch ein schönes Hochdeutsch.

(Heiterkeit)

Was wird da gemacht? Die Zeit der Familienhebammen, die in den Multi-Problemfamilien nach der Zeit der normalen Hebammen oder der Entbindung tätig sind, ist nach ein paar Monaten in der Familie beendet. Die Sorgenthemen in diesen Familien, die Unterversorgung der Kinder emotional, ernährungsmäßig, pflegemäßig, ich muss das hier in diesem Kreis nicht aufzählen, sind aber nicht beendet.

Diese jungen überforderten Frauen – oder auch ältere überforderte Frauen – mit kleinsten Kindern brauchen handfeste Unterstützung. Diese handfeste Unterstützung kann nach unserer praktischen Erfahrung nicht darin liegen, eine Haushaltshilfe einzusetzen, die versucht, den Haushalt einigermaßen in Ordnung zu halten. Es muss so sein, dass eine Fachkraft tätig wird, die mit draufblickt und mit analytischer Kompetenz die Lebenssituation der Familie einschätzen kann.

Trotzdem braucht diese Fachkraft auch eine Kompetenz, die den Zugang zu den Frauen entwickelt, die im Wesentlichen mit den eigenen Lebensbedingungen überfordert sind. Das ist eine ganz schwere Aufgabe. Es geht aber. Familienpaten werden eingesetzt nach der Zeit der Familienhebammen, um diesen Prozess weiter fortzuführen.

Da gibt es einen langen Katalog von Aktivitäten und Aufgaben: Vertrauen aufbauen, gemeinsam Wege gehen, Institutionen aufsuchen, Vertrauen zu den benachbarten Kindertageseinrichtungen schaffen, in den Kindertageseinrichtungen mit den Frauen zusammen Aktivitäten und in Abstimmung mit den Kindertageseinrichtungen durchführen. Diese Netzwerke, die in den Wohnbezirken vorhanden sind, so in Anspruch nehmen zu können, dass sie für die Familien einen praktischen Erfolg in der Bewältigung des Lebensalters darstellen, ist für das Kind und für die Frau eine wichtige Angelegenheit. Das ist ein Beispiel von dieser vernetzten Arbeit.

Dann geht es weiter. Wenn das Kind älter wird, auch in der Praxis von Kindergarten und Kindertageseinrichtung muss dies fortgesetzt werden.

Was wird außerdem getan? Der Zugang zu Familienbildungsveranstaltungen, die am Wochenende oder mehrtägig stattfinden, an denen Eltern und Kinder teilnehmen können. Es sind ja auch noch ein paar Väter vorhanden. Einige unserer Söhne haben sich noch nicht verdrückt. Sie sind oft mit genau den gleichen Sorgen belastet wie die Frauen als Partnerin oder als Ehefrau. Auch dort ist es notwendig, dass Eltern und Kinder gemeinsam diese Wochenendseminare erleben, die Kinder in einer altersgerechten Kinderbetreuung. Oft sind auch ältere Kinder dabei, die längst Schulkinder im Grundschulalter sind oder noch ältere Kinder im Alter der Sekundarstufe 1. Bei diesen gesamten Aktivitäten ist es wichtig, dass sie kleinteilig und kleinteilig im Stadtteil organisiert werden und dass über diesen Weg Vertrauen aufgebaut wird.

Zusammengefasst kann zu dieser Fragestellung, Frau Velte, gesagt werden: Wir müssen für den Kreis der Familien, die in Finanzarmut und in sozialer Armut aufwachsen, eine besondere frühzeitige Investition leisten. Unsere Jugendhilfestrukturen

ren und unsere Familienhilfestrukturen, auch unsere Jugendamtsberatungsstrukturen – ich weiß, wovon ich rede – bieten diesen Ansatz bisher nicht in ausreichendem Maße.

Oft haben wir geglaubt, dass die Bezirksleiterin des Teams der Erziehungshilfe von der Bezirkssozialarbeit dieses mitleisten könnte. Das ist an vielen Stellen versucht worden. Oder der Leiter eines Jugendzentrums sollte diese koordinierende Aufgabe für das Zusammenwirken der Bildungsinstitutionen im Stadtteil zwischen Kindertageseinrichtungen, Frühen Hilfen, Schule, OGSen wahrnehmen. Man merkt schon, wenn man sich das kurz vor Augen führt: Das alles kann und konnte nicht gelingen.

Wir haben hierfür erfolgreiche praktische Beispiele, die auch wissenschaftlich sind durch das Deutsche Jugendinstitut und die TU Dortmund begleitet. Dort haben wir nachgewiesen, dass dieser Arbeitsansatz ausbaufähig wäre.

Meine Empfehlung auch an die Enquetekommission wäre zu überlegen, ob wir es in den nächsten Jahren nicht möglich machen können, an einigen Stellen Modellprojekte der Familienbildungsträger zu organisieren und diese ganz gezielt und systematisch aufzuarbeiten. Wir sind zurzeit mit der Kommune in Bochum auch politisch gut im Gespräch, dass diese Stadtteilarbeit weitergehen soll.

Ich bin bei der Beantwortung der Frage, die Walter Kern gestellt hat: Ist Glück eine Holschuld? Ja, ist es immer, würde ich arbeitspraktisch sagen. Unter uns beiden Bankern und Sozialarbeitern ist das ganz logisch. Wir sind praktische Menschen. Da ist das klar: Das ist eine Holschuld.

Diese kleinen Kinder aber, die von Anfang an in den Multi-Problemfamilien aufwachsen – sie müssen ja da aufwachsen, auch jugendhilferechtlich ist es gar nicht möglich, sie da herauszunehmen; das Problem kennen wir –, können sich ihr Glück noch nicht holen. Dieses Glück kann nur – das hat Frau Prof. Dr. Leyendecker vorhin sehr gut herausgearbeitet – über die Eltern geschaffen werden.

Deshalb ist der Ausbau der Familienbildungsarbeit wichtig. Deshalb ist der Ausbau dieser stadtteilbezogenen Beratungsarbeit wichtig. Das muss im Kindergartenalter weitergehen und im Feld der OGSen, der Grundschulen und der weiterführenden Schulen praktiziert werden. Die vielen anderen Themen, die noch angesprochen wurden, gehören dazu und passen da hinein.

Ich möchte noch sagen: Wenn es so ist, dass ein Drittel der Beratungsfälle in der Erziehungsberatung über das Thema Trennung und Scheidung zu uns kommt, dann wissen wir, dass die Kinder, die in diesen Familien leben, durchgängig immer unter Belastung gestanden haben. Wir Eltern beten uns das schön, indem wir sagen: Ja, das haben mein Sohn oder meine Tochter ohne große Probleme überstanden. Das ist nicht so. Deshalb müssen wir auch in dieses Feld – da stimme ich Ihnen zu, Herr Bendfeld – investieren.

Wenn wir das Schulfach „Glück“ oder etwas Ähnliches haben – vielleicht liegt darin auch eine kleine Polemik, Herr Prof. Dr. Bucher –, so möchte ich sagen: Auch ich als junger Sozialarbeiter Anfang der 70er Jahre, als unser erstes Kind geboren wurde, hatte wenige Voraussetzungen, um ein guter Vater zu sein, vielleicht weil ich es von

zu Hause durch meine Mutter mitbekommen habe. Es stimmt also. Meine Mutter war mir ein Vorbild.

Wir müssen sehen, dass wir die Heranwachsenden, die jungen Erwachsenen einigermaßen fit gemacht haben. Wenn sie 18 Jahre alt geworden sind und über ihr Leben völlig selbständig entscheiden sollen und auch wollen, müssen sie doch einiges darüber wissen. Aber das sollen wir doch nicht machen, wie das oft im Schulbetrieb üblich ist, indem wir ihnen aus dem Büchsen vorlesen, sondern wir müssen Väter und Mütter mit kleinen Kindern in die Schule bitten. Wir müssen Unterrichtsprojekte anbieten, die dieses auch lebenspraktisch vermitteln, damit vor allen Dingen die jungen Männer fit gemacht werden, eine Einstellung zum Thema Familie und eigene Kinder und dazu zu entwickeln, welche Aufgaben sich für sie damit verbinden. Dies muss irgendwo heranwachsen und gebildet werden.

Ich wiederhole: Das geht nicht durch Lesen in Büchsen, sondern das geht nur dadurch, dass wir uns in Unterrichtsprojekten ganz praktisch mit solchen Themen auseinandersetzen oder ein Praktikum im Kindergarten machen. – Ich möchte es im Moment dabei belassen. Ich stehe für Fragen natürlich zur Verfügung.

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Herr Amoneit, das war sehr pragmatisch, sehr praktisch, sehr handfest. Danke. – Bevor wir gleich eine kurze Zeit für eine „Trombose-Prophylaxe“ verdient haben und die Beine ausschütteln, haben wir in der zweiten Runde noch weitere Fragende, und zwar Herrn Dr. Nacke, Frau Velte, Herrn Kern und Herrn Wegner sowie Herrn Dr. Kerbein und Frau Maaßen. – Sollen wir versuchen, diese Runde abzuarbeiten?

Walter Kern (CDU): Zur Geschäftsordnung: Ich würde vorschlagen, jetzt eine kurze Pause zu machen und danach die Fragen zu stellen, weil sie dann in einem zeitlichen Zusammenhang stehen. Nach meinem Gefühl wäre es besser, wenn wir jetzt zehn Minuten oder eine Viertelstunde Pause machen.

(Beifall)

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Also jetzt schon die Beine ausschütteln.

(Zuruf: Ja!)

– Gut. Aber dann sind wir ganz genau: Jetzt ist es 13.21 Uhr. Reichen zehn Minuten? Also, 13.30 Uhr. Danke.

(Kurze Unterbrechung)

Meine Damen und Herren! Herr Amoneit hat mir gerade gesagt, jeder Abgeordnete sei ersetzbar. Mich müssen Sie ab 14 Uhr ersetzen, weil ich noch einen Termin habe. Es geht um die Ehrung von Frauen und Müttern. Da möchte ich ungern zu spät kommen. Herr Amoneit, ich weiß gar nicht, Sie haben auch einen dringenden Termin.

(Klaus Amoneit [PEV-NRW e.V.]: Ich muss um 15 Uhr los!)

– Auch ein Familientermin. Um 15 Uhr müssen Sie uns verlassen. – Wir fahren fort mit einer zweiten Fragerunde. Zuerst rufe ich Herrn Dr. Nacke auf.

Dr. phil. Stefan Nacke (Sachverständiger): Wir haben heute viel davon gesprochen, was Gesellschaft von Familie erwartet. Ich würde diese Fragestellung gern umdrehen – selbstbezüglich – und fragen: Was erwarten Gesellschaft und Familien von Politik?

Ich bin in der ersten Fragerunde von Herrn Dr. Stork gefragt worden: Kann man zum Glück gezwungen werden? Ist das vielleicht Aufgabe von Familienpolitik? Für mich ist wichtig herauszuarbeiten: Welche Rolle soll Familienpolitik wahrnehmen, um Familien glücklicher zu machen? Gibt es überhaupt eine solche Kompetenz in der Politik? Dazu würde ich gern Herrn Dr. Stork, aber auch Herrn Dr. Frädriich fragen. Sie hatten gesagt, Glück sei auch eine Frage der Entscheidung. Es geht auch darum, die Bedingungen der Möglichkeiten, Glückskompetenz auszuleben oder zu entwickeln oder in den Blick zu nehmen. Die wären dann vielleicht politisch zu gestalten. Können Sie uns dazu noch ein paar Dimensionen benennen.

In Ihrem ersten Beitrag ist mir aufgefallen: Sie haben eine starke individuelle Perspektive entwickelt, die ich sehr interessant finde. Vor dem Hintergrund möchte ich nachfragen: Welche Rolle von Familienpolitik sehen Sie vor dem Hintergrund Ihrer bisherigen Äußerungen? Hat sich Familienpolitik vielleicht auch ein bisschen zu ergänzen? Ich habe Vorstellungen im Hinterkopf: Es gibt Debatten über Familienzeiten, die man definieren muss: Wie viel Teilzeit, wie viel Vollerwerb sind sinnvoll? Gibt es das eine Modell oder viele Modelle? Das Thema Wahlfreiheit hatten wir schon angesprochen.

Frau Prof. Dr. Leyendecker würde ich gern fragen: Sie hatten in Ihrem Eingangstatement eine Situation beschrieben, dass, wenn Kinder aus einem guten Zuhause kommen, wenn sie zwei Eltern wahrnehmen, im Grunde genommen schon das Meiste in der Tasche haben. Dann wird das irgendwie einen guten Weg gehen, und die Institutionen brauchen nicht mehr alles aufzufangen.

Wie schätzen Sie das ein? Politik kann Institutionen gestalten im Sinne eines Reparaturbetriebs oder eines nachgängigen Befassens mit Problemen, die vielleicht entstehen können. Man könnte aber auch in Institutionen investieren, die die Familien so unterstützen, dass die Probleme nicht entstehen, wie Ehe- und Familienberatung. Was kann man tun, um die Stabilität von Familien zu erhöhen, damit die Kinder schon von zu Hause aus eine gute Ausstattung bekommen?

Daran anschließend eine Frage an Herrn Prof. Dr. Bucher zur Rolle der Familienbildung, die vielfach auch konfessionelle Träger haben: Welche Rolle kann ein religiöses Angebot in dem Feld spielen? Wie effektiv kann Ehe- und Familienberatung wirken? – Soweit erst einmal. Vielen Dank.

Vorsitzende Ingrid Hack: Danke, Herr Dr. Nacke. Jetzt steht Frau Velte auf der Liste. Liebe Jutta Velte, weil ich zu spät gekommen bin und pünktlich gehen möchte, darf als Erstes Walter Kern seine Fragen stellen, damit er mich beim Vorsitz vertreten könnte.

(Zuruf der Abgeordneten Jutta Velte [GRÜNE])

Davon gehe ich jetzt ganz schwer aus. Danke.

Walter Kern (CDU): Danke, liebe Jutta. – Nichtsdestotrotz ist es schwierig, sich bei 15 Fragen kurz zu fassen. Ich versuche es etwas schneller.

Die Familie ist für mich die Blaupause unserer Gesellschaft, weil der Starke für den Schwachen steht. Deswegen interessiert mich: Wie schaffen wir Freiräume für Familien? Gibt es da Lösungsmodelle? Dazu möchte ich gern Herrn Klaus Amoneit fragen.

Frau Prof. Dr. Luhmann, Sie haben gesagt, Sie könnten zum ländlichen und städtischen Bereich nichts sagen. Meine Frage an Sie: Gibt es bestimmte Felder, bei denen Sie uns empfehlen könnten, als Land Nordrhein-Westfalen Forschungsaufträge zu vergeben, die uns im Familienbereich weiterbringen? Können Sie die Frage auf Anhieb beantworten? Vielleicht kann uns einer der anderen Wissenschaftler Hinweise geben.

Ich würde Frau Holz fragen wollen – das ging aus einer Stellungnahme hervor –: Wir haben das Familienbild der Alleinerziehenden. Es ist stark zunehmend. Mich interessieren die fehlenden sozialen Unterstützungssysteme. Da können wir als Land wirken. Was können Sie uns empfehlen?

Das, was heute ein bisschen kurz gekommen ist, ist Folgendes: Zu 60 % bis 70 %, je nach Landesteil, übernimmt die Familie auch die Pflege. Das ist angesichts zunehmender Überalterung unserer Gesellschaft ein Zukunftsthema. Was müssen wir tun, damit wir die Familie dort aus der Sandwich-Funktion herausbringen? Wir haben den Auftrag, für Nordrhein-Westfalen Empfehlungen auszusprechen.

An Herrn Dr. Frädrich und Herrn Prof. Dr. Bucher habe ich die Frage: Ich habe aus dieser Anhörung entnommen, dass wir in der Bildung mehr in die Persönlichkeitsbildung gehen müssen. Sie sprachen von den Freiräumen. Wie können wir die non-formale Bildung, die die Persönlichkeit stärkt, voranbringen? Vielleicht gibt es Beispiele aus Österreich, von denen wir als größtes Bundesland lernen können.

Bei den sozialen Bindungen hatten Sie, Frau Prof. Dr. Luhmann, einen deutlichen Hinweis auf die Ehrenamtlichkeit gegeben. Mich interessiert: Welche außerfamiliären Unterstützungssysteme gibt es, die wir zusätzlich zur Verfügung stellen können? Ich meine nicht nur Nachbarschaftshilfe. Vielleicht gibt es auch noch andere Dinge.

Familiengründung wird heute leider Gottes in der öffentlichen Diskussion immer als schwierig dargestellt: Lass' dich darauf nicht ein. Das erschüttert mich ein bisschen, weil die positiven Dinge, die mit Familie zusammenhängen, zu wenig thematisiert werden. Vielleicht müssten wir da einen Ansatz wählen.

Ich komme zu den Arbeitgebern und Arbeitnehmern, weil wir das sicherlich nicht alles politisch beeinflussen können, und damit zu den Tarifvertragsparteien. Was können die mehr tun als bisher? Gibt es Beispiele? Ich meine jetzt nicht, wir haben das familienfreundlichste Unternehmen in diesem Bundesland, sondern die Tarifvertragsparteien als solche müssten das zu einem ständigen Thema machen. Kann mir jemand dazu etwas sagen?

Mein Lieblingsthema ist das Einbinden der familienbereiten Väter. Deswegen möchte ich fragen: Reichen die zwei Monate Elternzeit in der Bundesrepublik aus? Es ist zwar Obligo des Bundes. Aus den Erfahrungen wissen wir, wenn sich die Väter dort eingebracht haben, lassen sie sich später in die „Kehrarbeit“ zu Hause viel leichter einbinden, weil sie die positiven Effekte erkennen. Deswegen glaube ich, dass der Schlüssel sehr deutlich bei den Vätern liegt, auch mit längerer Familienzeit – ich weiß nicht, wie Sie es beurteilen – die Fürsorgezeiten der Familien zu stärken.

Von den Experten der Familienbildung interessiert mich Ihre Meinung zu Eltern-Talk, ein Instrument, das es in Bayern gibt und wo sich die Eltern gegenseitig unterstützen, weil sie mangelnde Erfahrungen im außerfamiliären Bereich haben.

An Herrn Dr. Stork und Frau Holz habe ich eine Frage, die wir heute noch gar nicht diskutiert haben. Was müssen wir politisch tun, damit wir kinderreiche Familien im Sinne von Reichtum oder Mehrkinderfamilien in Nordrhein-Westfalen besser unterstützen? Das findet politisch überhaupt nicht statt. Alle Parteien vernachlässigen das.

Ich will der Versuchung nicht erliegen, ich sage es aber trotzdem: Wir leben hier manchmal nach dem Motto, man soll den Partner nicht pflegen, sondern ersetzen. Die Frage lautet: Wie können wir das familienstärkend auch in Krisensituationen einbringen? Mich interessiert, ob wir als Land Nordrhein-Westfalen die Bedarfe erfüllen, wenn wir feststellen, es werden zwar immer mehr Paare geschieden, ohne Zweifel kann man aber feststellen, dass man mit einem Familientraining das eine oder andere an Karrieren vielleicht positiv beeinflussen kann.

Die letzte Frage, die ich habe, lautet: Verschiedene Experten haben heute gesagt, dass wir das im kommunalen Raum und im Sozialraum stärken müssen. Was halten Sie davon, dass wir in Nordrhein-Westfalen zukünftig Familienkonferenzen ähnlich wie Gesundheitskonferenzen durchführen, die die jeweilige Marktlage vor Ort im Sozialraum erhebt, um strukturell daran zu arbeiten? – Danke schön.

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Lieber Walter, das waren wirklich fast 15 Fragen. Das habe ich, ehrlich gesagt, am Anfang gar nicht so wahrhaben wollen. Ich möchte Dich bitten zu sagen, an wen Du die Fragen gestellt hast. Das ist unser Problem. Wir hatten uns geeinigt, jeweils zwei oder drei der Sachverständigen anzusprechen. Ich habe gehört Herrn Amoneit.

(Walter Kern [CDU]: Ich habe die Sachverständigen namentlich genannt! – Zurufe von den Sachverständigen.)

– Die Sachverständigen fühlen sich angesprochen. Okay. Entschuldigung. Dann gebe ich das Wort jetzt an Jutta Velte.

Jutta Velte (GRÜNE): Ich glaube, die Sachverständigen haben sich angesprochen gefühlt. Wenn Herr Kern androht, 15 Fragen zu stellen, wissen wir: Dann tut er das auch.

Ich habe nicht so viele Fragen. Gleichwohl möchte ich mich gern an Herrn Prof. Dr. Bucher richten, der relativ viel zum Thema Glück und Zufriedenheit geforscht hat. Wir haben in Nordrhein-Westfalen die Situation, dass wir in den Städten des Ruhrgebiets

und des Bergischen Landes eine sehr hohe Armutsrate von Eltern haben. Wir haben von allen gelernt, dass Arbeitslosigkeit ein großes Thema ist, was Glück und Zufriedenheit in der Familie angeht. Mich interessiert: Wie sind Ihre Rückmeldungen bei den Studien gewesen?

Die zweite Frage an Sie, aber auch an Frau Prof. Dr. Leyendecker betrifft die Patchwork-Familien. Walter Kern hat es angesprochen unter dem Aspekt Scheidung möglichst vermeiden. Gleichwohl gibt es zunehmend gerade in den städtischen Räumen, wenn ich die Statistiken richtig interpretiere, zunehmend Scheidungsfälle, sodass es schon eine Relevanz auch für das Glück und die Zufriedenheit sowohl der Eltern als auch der Kinder hat.

Die gleiche Frage würde ich an Herrn Amoneit stellen mit Blick auf die Alleinerziehenden, die unter Umständen auch ein Ergebnis von Scheidungsprozessen sein könnten.

Mich interessiert eine Frage, die ich richten würde an Frau Holz, Frau Prof. Dr. Leyendecker und Herrn Prof. Dr. Bucher, zu den Kontrollnischen – ein neues Wort, wie ich gelernt habe. Wie weit würde das zu dem führen, was wir unter Selbstwirksamkeit oder Teilhabeerfahrung bei Kindern verstehen, was das soziale Miteinander und das soziale Lernen von Kindern nach vorn bringt? Können Sie uns da ein bisschen unterstützen? Herr Amoneit wäre an der Stelle auch gefragt. Wir haben eine Initiative des Landesjugendrates zum Thema Freiräume. Ich bitte Sie um eine kurze Einschätzung, wie Sie das sehen.

An Frau Holz habe ich die Frage nach der Zeitsouveränität. Sie haben sehr beredet und sehr umfänglich dargestellt, wie es Familien geht, die von Schichtarbeit, von prekären Beschäftigungsverhältnissen betroffen sind, wo drei, vier Jobs miteinander addiert werden müssen. Mich interessiert, wie Sie das Thema der Zeitsouveränität für diese Familien einstufen würden.

Herr Dr. Frädriich, Sie erzählen so viel von Ihrem Unternehmen und von den Damen und Herren – den Müttern und Vätern –, die dort arbeiten. Wie sieht es mit Karriere aus?

In die Zukunft gedacht: Herr Prof. Dr. Bucher hat Teilzeitväter nicht untersuchen können. Teilzeitväter sind noch sehr selten. Deswegen kann er nur sagen, es sind die Mütter, die das Kind braucht, weil wir kaum Teilzeitväter haben. Wie sehen Sie das in Ihrem Unternehmen und mit Blick auf die Arbeit, was Karrierechancen von Teilzeitbeschäftigten angeht, die sich für eine Familienphase oder für eine Pflegephase ein Stück weit aus dem Beruf nehmen, dann aber die Möglichkeit für sich sehen würden, wieder einzusteigen, und zwar ohne Verlust der Karrieremöglichkeiten?

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Verehrte Sachverständige, das ist fast eine Sehnsucht, die wir Abgeordneten haben, nach Glück mit sehr vielen Fragen. – Ich gebe jetzt weiter an Herrn Wegner.

Olaf Wegner (PIRATEN): Meine erste Frage richtet sich an Herrn Dr. Frädriich und an Herrn Prof. Dr. Bucher. Herr Dr. Frädriich, Sie hatten vorhin ausgeführt, dass Kin-

der intuitiv über die Möglichkeit verfügen, die richtigen Entscheidungen zu treffen, um zufrieden zu sein, und dass die Schule ein bisschen dagegen steht.

Ich frage einmal etwas provokant: Wäre es nicht nachhaltiger und langfristig sinnvoller – wir stellen auch hier immer die Frage, ist Glück erlernbar –, die Schule dahin gehend umzugestalten, den Kindern dort nicht mehr abzuerziehen, sich intuitiv für das Glück zu entscheiden? Wären die Probleme damit langfristig geklärt? In dem Sinne richtet sich die Frage auch an Herrn Prof. Dr. Bucher, ob er das soweit bestätigen kann.

Die nächste Frage geht an Frau Gerda Holz. In der Stellungnahme Ihres Instituts ist zu lesen, dass die finanzielle Absicherung von Familien so zu gestalten sei, dass auf jeden Fall ein eigenverantwortliches Familienleben geführt werden kann. Jetzt die Frage, die ich dazu habe: Inwieweit halten Sie es für möglich und sinnvoll, dass alle Familienmitglieder durch eine solche Kindergrundsicherung abgesichert werden? Wäre es unter Umständen nicht sinnvoller, direkt von einem Familieneinkommen auszugehen? Sehen Sie eine Benachteiligung von Familien ohne Kinder, falls eine Kindergrundsicherung eingeführt werden sollte?

Meine letzte Frage richtet sich an Frau Tanzer bzw. an Frau Sailer. Sie hatten vorhin in Richtung finanzielle Unabhängigkeit das bedingungslose Grundeinkommen in den Raum gestellt und gesagt, dass Sie eine Möglichkeit sähen, dieses herbeizuführen. Welche sonstigen Erwartungen verbinden Sie damit, falls ein bedingungsloses Grundeinkommen eingeführt werden sollte? Ich bitte Sie, wenn es Ihnen möglich ist, das nach dem sozialen Stand zu differenzieren, nicht was Familien als Ganzes angeht, sondern nach Eltern und Kindern, aber auch für die Gesellschaft. – Das waren meine Fragen. Vielen Dank.

Dr. Björn Kerbein (FDP): Nach Walter Kern zu sprechen, ist manchmal nicht ganz so einfach. Er hat schon viele Fragen gut vorweggenommen. Ich probiere es gleichwohl trotzdem.

Aufgenommen habe ich, dass es nicht ganz so einfach ist, ein ganzes Schulfach „Glück“ nach vorn zu bringen. Meine erste Frage richtet sich an Herrn Prof. Dr. Bucher und an Herrn Dr. Frädrich. Wie sehen Sie das in der Schule? Gibt es vielleicht auch andere Möglichkeiten, es so zu institutionalisieren, dass es ein ganzes Schulfach ist? Ich breche hier ab, um noch kreative Möglichkeiten zu schaffen. Welche Institutionen können dieses Glück praktisch informell lehren, zum Beispiel Sportvereine oder weitere Institutionen als ein Stichwort.

Die zweite Frage richtet sich direkt an Frau Prof. Dr. Luhmann. Sie hatten über das positive thinking gesprochen. Es ist gleichzusetzen mit dem deutschen Ausspruch vom positiven Denken. Sie hatten anklingen lassen, dass dieser Begriff negativ besetzt sei. Könnten Sie erläutern, wie Sie das meinen? – Danke schön.

Stellv. Vorsitzende Dr. Anette Bunse: Frau Maaßen wird diese Fragerunde schließen.

(Martina Maaßen [GRÜNE]: Ich ziehe zurück!)

Sie ziehen zurück. Okay. Danke. – Ich darf Sie daran erinnern. Ich glaube, Herr Prof. Dr. Bucher muss um 15 Uhr den Saal verlassen. Herr Amoneit hat auch darum gebeten. Ich schlage vor, dass die beiden Sachverständigen zuerst antworten. Vielleicht einigen Sie sich, wer zuerst die Fragen beantwortet. Sie haben sich schon geeinigt. Herr Prof. Dr. Bucher fängt an. Danke, Herr Prof. Dr. Bucher.

Prof. Dr. Anton Bucher (Universität Salzburg): Ich nehme Ihr Angebot gern wahr. Ich bitte um Verständnis dafür. Es ist ein relativ weiter Weg bis nördlich zu den Alpen.

Ich fange an mit einem Bereich, der in Ihrer Frage das erste Mal angesprochen worden ist. Das ist der Bereich Religion und Spiritualität. Es ist Konsens in der internationalen Glücksforschung, dass religiöse Menschen glücklicher sind als nicht religiöse Menschen.

Es stellt sich die Frage: Wie wird Religiosität operationalisiert? In der klassischen Religionspsychologie ist das vielfach, den Gottesdienst zu besuchen, Gebetshäufigkeit. Die meiste Forschung ist in den Staaten durchgeführt worden. Diese Parameter greifen übrigens auch in der Bundesrepublik. Das zeigt das große Sozio-ökonomische Panel, mit dem 1984 begonnen wurde. Heute sind viele Menschen irgendwie spirituell und nicht mehr unbedingt kirchlich. Auch das ist ein Glücksfaktor, vor allem dann, wenn Spiritualität definiert wird als Verbundenheit mit der sozialen Mitwelt und mit etwas Größerem.

Ich habe Kenntnis auch aus der Stabilitätsforschung von Lebensgemeinschaften: Gemeinsame religiös-spirituelle Überzeugungen sind stabilisierender als ein Ehevertrag, als ein Eigenheim oder was auch immer. Sehr beeindruckt hat mich die Formulierung: Eine Familie, die gemeinsam betet, die bleibt zusammen. Sogar die Soziologen an der Universität Köln waren sehr verwundert darüber, dass das so herauskam. Das ist das eine.

Religiosität ist janusgesichtig. Viele Paare bleiben zusammen, weil sie sich von ihrer Religion her – vielfach im Katholizismus ist das der Fall – dazu verpflichtet fühlen. Auch unsere Daten zeigen: Wenn es in einer Familie, in einer Beziehung ein Schrecken ohne Ende ist, weil man aus religiösen Überzeugungen meint, dass das für die Ewigkeit oder für das ganze Leben sein soll, wäre es absolut im Interesse des Glücks seiner Kinder, wenn es ein Ende des Schreckens wäre.

Auch angesprochen wurde, wenn Trennung, Scheidung unvermeidbar sind, so die Vertreibung aus dem Paradies, so haben es Wallerstein und andere bezeichnet: Kinder sind Adaptionskünstler. Auch die Daten des Sozio-ökonomischen Panels der Bundesrepublik zeigen: Die meisten sogenannten Scheidungswaisen, wie sie vielfach bezeichnet werden, haben sich nach zwei, drei Jahren gleichwohl adaptieren können. Gewisse Wunden bleiben jedoch immer.

Des Weiteren ist der Faktor Bildung angesprochen worden. Ist Bildung Voraussetzung für das Glück? Philosophische Meinungen gehen auseinander. Aristoteles, der erste große Glückstheoretiker und auch Glückspsychologe, war der Meinung: Je mehr der Mensch gebildet ist, umso glücklicher ist er. Arthur Schopenhauer, in Frankfurt lebend, war der Meinung: Je mehr ein Mensch gebildet ist, desto weniger

Grund hat er, glücklich zu sein, desto unglücklicher ist er: *essentia cum dolore* – so haben es die Lateiner bezeichnet.

Die empirischen Daten ergeben: Der Bildungsgrad als solcher spielt eine relativ geringe Rolle. Auch der sogenannte IQ, ein sehr umstrittenes Konstrukt, erklärt Glück nur wenig, jedenfalls wesentlich weniger als der Faktor emotionale Intelligenz, ein allerdings noch der Klärung bedürftiges Konzept. Mir leuchtet das durchaus ein. Es gibt das Glück beim Faust II, beim gebildeten Bürgertum. Es gibt aber auch das Glück beim Musikantenstadl mit dem Sepp Forcher oder wem auch immer.

Die Persönlichkeitsbildung – die non-formale Bildung – ist angesprochen worden. Eines meine ich in den letzten Jahrzehnten gelernt zu haben: Das Meiste oder sehr vieles, was Kinder lernen, lernen Kinder nicht formell, sondern durch das nicht-formelle Lernen gemeinsam mit Freunden. Es hat sogar einmal einen gegeben, der gesagt hat: Kinder lernen trotz der Schule. Soweit würde ich jetzt nicht gehen. Kinder lernen unter ihres gleichen.

Was die Persönlichkeit anbelangt – das ist auch schon angesprochen worden – und zur Frage, ob wir eine Persönlichkeit bilden können: Wir Pädagogen sollten oft eine Persönlichkeit bilden. Das halte ich für einen vermessenen Anspruch. Ich bin mehr und mehr davon überzeugt, dass jedes Kind schon in den ersten Lebenswochen mit einer bestimmten Persönlichkeit, mit einem bestimmten Temperament auf die Welt kommt.

Bleiben wir noch kurz beim Pädagogischen und beim Schulfach „Glück“. Natürlich wäre es mir lieber, eine Schule hat zwei Stunden „Glück“ als Schulfach, als wenn sie das nicht hat. Ich würde jetzt aber nicht darauf setzen, sonst haben wir ein Problem: Jetzt machen wir ein neues Schulfach. Das hat es so oft gegeben. Es gab Probleme mit Medienumgang. Jetzt machen wir Medienpädagogik. Das ist alles sehr gut und recht. Aber man muss es meines Erachtens auch realistisch sehen. Mehr und mehr bin ich davon überzeugt: Eine Schule, an der sich Kinder sehr oft bewegen können, ist auch glücksförderlich. In Österreich gab es die hitzige Diskussion: Reduzieren wir Bewegung? Man hat sich Gott sein Dank nicht dafür entschieden. Hier die Forderung: Jedes Kind sollte in der Schule eine Stunde lang turnen und Sport haben und sich bewegen können.

(Zuruf: Jeden Tag?)

– Ja, jeden Tag. Da werden körpereigene Fluctine freigesetzt, Endorphine, davon abgesehen, dass im ethischen Lernen beim Turnen, beim Mannschaftssport manchmal mehr gelernt wird als in einem spezifischen Fach Ethik, wo vor allem darüber gesprochen wird. Es geht primär um das Tun.

Ich bin direkt angesprochen worden auf die Armutsrate und die Arbeitslosigkeit. Ich habe erst in den letzten Monaten durch eine sehr gute Bekannte erfahren, wie der Strukturwandel im Ruhrgebiet gewesen ist. In meiner alpenländischen Naivität war ich der Meinung, dort würde immer noch Kohle über das Band gefördert und es gäbe eine Stahlindustrie. Ich habe mit Erschrecken, aber auch mit Bewunderung zur Kenntnis genommen, wie eine Region einen solchen Strukturwandel in so kurzer Zeit geschafft hat.

Kurz zu der Frage nach der Armutsrate. Es ist so: Arbeitslosigkeit wirkt sich verheerend auf die davon Betroffenen aus, aber ebenso sehr auf die Kinder. Das ist die Stimmungskongruenz: Kinder spüren, ob der Papa frustriert ist oder nicht.

Mit der Armut ist es so, das zeigen auch unsere Daten: Wir haben die Kinder nicht direkt befragt, sondern die Eltern. Eltern mit einem Haushaltseinkommen von unter 1 500 € bilanzieren ihr bisheriges Leben als deutlich weniger glücklich als Eltern mit einem Haushaltseinkommen von 2 500 € oder was auch immer. Es spielt keine Rolle mehr, ob das 8 000 € sind. Das deckt sich mit der Glücksforschung: Ein Mindesteinkommen ist erforderlich. Das belegt auch die Bedürfnispyramide von Maslow und anderen.

Patchwork-Familien sind angesprochen worden. In unserer Stichprobe waren Kinder, die in der Regel bei einem neuen Papa leben, bei 15 %. Wir haben festgestellt, dass deren Lebenszufriedenheit so in der Mitte liegt. Diejenigen, die bei beiden leiblichen Eltern leben, und dann bei den 10 % in unserer Stichprobe, die bei einer Alleinerziehenden aufwachsen, von denen aber gleichwohl zwei Drittel mit ihrem bisherigen Leben grundsätzlich zufrieden ist. Bei denjenigen, die bei beiden leiblichen Eltern leben, sind es 85 % – deutlich mehr.

Bei Patchwork-Familien wirkt sich unterschiedlich aus, dass die Burschen jeweils damit viel schneller zurande kommen als die Mädchen. Eine sehr ungünstige Konstellation: Eine pubertierende Tochter, 13, 14 Jahre alt, und jetzt kommt der neue Papa. Wenn der Junge 13 oder 14 Jahre alt ist, geht das viel leichter. Aber es ist nicht so, dass Patchwork-Familien tendenziell unglücklich sind.

In dem Zusammenhang scheint es mir wichtig zu sein: Man spricht von Patchwork-Familien immer wieder als von einem Phänomen der Gegenwart. Es gab im 19. Jahrhundert mehr Patchwork-Familien als jetzt, weil es damals einfach zu der Normalbiographie von vielen Männern gehörte, die Ehefrau nach dem Kindbettfieber zu Grabe zu tragen. Im 19. Jahrhundert haben wir Quoten an Patchwork-Familien von bis zu 30 %, 40 % gehabt, aktuell sind es um die 15 %.

Zu den Kontrollnischen: Es hat mich in unserer Studie auch ein bisschen nachdenklich gestimmt. Vielfach sind für Kinder spezielle Spielplätze eingerichtet worden. Deren Glücksrelevanz ist relativ gering. Kinder fühlen sich im Wald und im Gebüsch draußen vielfach wesentlich wohler als in den pädagogisch arrangierten Nischen. Das hat vielleicht evolutionspsychologische Gründe. Wo haben unsere Vorfahren überlebt? Wenn Büsche da waren, wenn Bäume da waren, auf die man klettern konnte, wenn Wasser da war. Jedes Kindes ist vom Element Wasser fasziniert. Ich wünsche mir für Kinder auch solche Räume, in denen sie wie vor 30 000 Jahren damals die Kinder auch im Wasser plantschen und auf Bäume klettern können. – Danke. Ich hoffe, ich habe jetzt nichts vergessen.

Amt. Vorsitzender Walter Kern: Ich möchte mich bei Ihnen bedanken, Herr Prof. Dr. Bucher, dass Sie uns unterstützt haben. Sie haben eine sehr weite Anreise. Sie haben die weiteste Anreise. Ich glaube aber, es hat sich für uns gelohnt, dass Sie da waren. Herzlichen Dank für Ihre Unterstützung.

(Beifall)

Ich darf Herrn Klaus Amoneit bitten, die an ihn gestellten Fragen zu klären.

Klaus Amoneit (PEV-NRW e.V.): Herr Kern hatte vorhin sehr konkret nach der Familienfreundlichkeit in Unternehmen und Verwaltungen gefragt. Ich verweise auf den Familienbericht der Landesregierung, der zum Thema Zeitmangel und eingeschränkte Zeitsouveränität sehr klar auf diese Problemlage von Familie, also von Kindern, Müttern und Vätern aus allen sozialen Schichten hingewiesen hat. Das ist ein Punkt, der eine Feststellung trifft, die jetzt im Nachhinein von uns allen gemeinsam – von den Parteien, Gewerkschaften, Unternehmen, Unternehmensverbänden – gelöst werden muss. Ich hoffe, dass wir da zu einem sehr uneitelen Gespräch aller dieser wichtigen Institutionen kommen.

Es ist notwendig, dass sich die Parlamente auf allen Ebenen sowie die Unternehmen und Gewerkschaften dafür einsetzen, dass die strukturellen und individuellen Zeitinteressen von Familien durch rechtliche Vorgaben oder durch betriebliche und tarifvertragliche Arbeitszeitregelungen geschützt werden. Das ist eine wichtige Speerspitze bei der Beantwortung der Frage: Wie können wir diesen Zeitmangel, diese eingeschränkte Zeitsouveränität überwinden?

Das hängt auch mit dem Thema der Wahlfreiheit zusammen. Die Wahlfreiheit ist ein schönes Wort, wenn wir hier nicht zu einer Regelung kommen. Der Deutsche Juristinnenbund mit seiner Forderung nach einer Arbeitszeit von 32 Stunden, wenn zunächst lediglich in den gesellschaftlichen Raum hineingeworfen, hat eine durchaus interessante Debatte entwickelt.

Haben wir als Gewerkschaften, als IG Metall – nein, das sind ja nicht die Ersten, die Ersten sind die Unternehmensverbände –, haben wir als Unternehmen, haben wir als Großverwaltung dies geregelt? Die beiden Landschaftsverbände in Nordrhein-Westfalen zum Beispiel haben über 30 000 Beschäftigte. Im öffentlichen Dienst gibt es schon eine ausgefeilte Regelung. Die Freistellungen zum Beispiel für Kindererziehungszeiten sind im öffentlichen Dienst wunderbar geregelt. Ich habe da mein ganzes Berufsleben zugebracht – und immer gern. Ich war die letzten zehn Jahre dort als Leiter des Landesjugendamtes tätig. Ich hatte wunderbare Erfahrungen damit gemacht, dass Berufsrückkehrerinnen sogar nach langjährigen Kindererziehungszeiten – und das waren nicht nur Sozialarbeiter und Verwaltungsfachkräfte, sondern auch andere Fachleute – neue Elemente und Gedanken in unseren Verwaltungsablauf hineingebracht haben, die uns wirklich weitergebracht haben. Das ist für mich eine positive Erfahrung, die ich an jeden Personalchef und an jede Personalchefin herantragen möchte.

In diesem ganzen Zusammenhang bleibt aber eine Frage wichtig. Das ist die Frage der Kinder. Herr Prof. Dr. Bucher, Sie haben das durch Ihre schönen Beiträge bestätigt. Die Entwicklungs- und Bildungsbedürfnisse unserer Kinder – auch wir alle als Eltern, die wir hier sind – haben hier in dieser Gesamtfragestellung eine genauso große Bedeutung wie unsere eigenen Wünsche und Visionen als Eltern. Das finde ich. Vielleicht ist meine Position extrem.

Wenn wir uns für Kinder entscheiden, müssen wir meines Erachtens insbesondere für diese Kleinkinderphase, für diese wichtigste Prägephase im Leben, als Eltern die Verantwortung übernehmen.

Es müssen natürlich auch die öffentlichen Institutionen da sein. Deshalb haben wir in unserer Stellungnahme geschrieben: Die im Wesentlichen ökonomisch begründete Faustregel Vereinbarkeit von Familie und Beruf müsste in eine Grundforderung münden, wonach das Kind als eigenes Rechtssubjekt mit seinem Anspruch auf Versorgung, Erziehung und Bildung nach seinen Bedürfnissen gesehen wird. Es müsste vielleicht heißen: Vereinbarkeit von Familie und Beruf mit den Entwicklungs- und Bildungsbedarfen des Kindes.

Das können wir als Eltern nicht allein klären. Das kann nur die Gesellschaft in ihrer Wertschätzung, dass die Aufzucht der Kinder durch die Familien ein ganz wesentlicher Erfolgsbestandteil dieser Gesellschaft ist. Das muss uns klar sein, auch bei dem Lernprozess. Das Wesentliche – das haben wir auch in vielen Untersuchungen bestätigt, Herr Prof. Dr. Bucher, das ist ganz klar – wird außerhalb der Schule gelernt. Wenn die Kinder mit sechs Jahren in die Schule kommen, ist das Wesentliche schon geprägt und gelaufen. Heute würden wir sagen: Das ist in den Persönlichkeits-PC schon aufgenommen. Das kann man noch etwas qualifizieren, aber da ist das Meiste angelegt.

Zu der Frage von Herrn Wegner möchte ich die Anmerkung machen: Wenn Eltern und Schüler mehr Mitbestimmung in der Schule haben, wird sich die Fragestellung der Lust und des Glücksgefühls in der Schule von selbst ändern. Wir sollten unser Unterrichtsprogramm auf Mitgestaltung ausrichten und sagen: Wir machen das hier gemeinsam. Wir Pauker, wir Kinder und Eltern haben Spaß an der Gestaltung der Schule und an der Gestaltung unseres Stadtteils. Ich habe die Vision, dass das in unserer Schule gelingt. Schauen wir einmal, ob wir mit dieser Enquetekommission in der Richtung vielleicht ein paar Hinweise unterbringen können. Vorher hat man behauptet: Wenn man ein Kind aufziehen will, braucht man dazu ein ganzes Dorf. Im Dorf werden die Arbeitseinheiten Schulministerium und Schulausschuss bei diesem Thema auch gebraucht. Ich weiß nicht, habt ihr in eurer Kommission auch Mitglieder des Schulausschusses? Nein, wahrscheinlich nicht. Also, bitte, das wird auch das Thema sein, dass wir das nicht separiert nebeneinander her diskutieren können.

Frau Velte, Sie hatten die Frage nach den Freiräumen der Jugendlichen gestellt. Ich habe vorhin nicht richtig verstanden, was Sie damit meinten.

Jutta Velte (GRÜNE): Es gibt eine Initiative von Kindern und Jugendlichen insbesondere des Landesjugendrings, der als Vertretung der Jugendlichen auftritt. Sie haben hier sehr intensiv dargestellt, dass sie auch einmal Freizeit bräuchten. Wir reden die ganze Zeit immer nur über Betreuungsangebote. Wir reden nur über den ganzen Bereich der Bildung und der Erziehung, der praktisch organisierbar ist. Wir reden wenig über die Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen nach, wie ich es ausdrücken möchte, Eigenzeit zur eigenen Gestaltung von sozialen Räumen.

Klaus Amoneit (PEV-NRW e.V.): Diese Initiative ist mir bekannt. Ich kann dazu nur sagen: Die diese Landesregierung tragenden Fraktionen von Rot und Grün, ihr habt

es in der Hand. Ich bin in den Wahlkampf für meine SPD hineingegangen mit der These: Wir schaffen die G 8 wieder ab.

Amt. Vorsitzender Walter Kern: Ich muss jetzt eingreifen. Das wird nach der Sitzung besprochen.

Klaus Amoneit (PEV-NRW e.V.): Ja, nicht zum Thema. Ich nehme mich da gern zurück. – Aber das ist ein Thema der ganzen Debatte.

Mir haben Pfadfindergruppen gesagt: Wir haben große Probleme, die Jugendlichen bei uns zu halten. Pfadfindereltern haben mir gesagt: Ja, wir müssen schon das Abendessen organisieren, weil wir mit dem Tagesablauf gar nicht mehr zurechtkommen.

(Zuruf der Abgeordneten Jutta Velte [GRÜNE])

Amt. Vorsitzender Walter Kern: Frau Velte? Ich glaube, es gibt genug Stoff, darüber zu sprechen. Als Oppositionspolitiker würde ich das sogar laufen lassen. Aber als Vorsitzender kann ich das natürlich nicht. Deswegen möchte ich hier eingreifen. – Ich möchte mich bedanken.

Klaus Amoneit (PEV-NRW e.V.): Seid ihr denn auch für die G 8?

(Heiterkeit)

Amt. Vorsitzender Walter Kern: Nach der Sitzung! – Ich möchte mich bei Herrn Amoneit bedanken. Er hat sich hier als Kinderschützer – wir kennen uns über den Kinderschutzbund – in herausragender Weise geäußert.

Das Thema der Erziehungspartnerschaft, das Sie angesprochen haben, war schon Thema in der Enquetekommission „Chancen für Kinder“ und ist sicherlich, weil wir auch Bezüge zu anderen Enquetekommissionen nehmen, gleichzeitig mit angesprochen.

Frau Dr. Bunse, die gerade gegangen ist, ist im Schulausschuss. Nichtsdestotrotz glaube ich, dass wir als Ausschussmitglieder auch Handlungsempfehlungen für andere politische Felder, die hier nicht vertreten sind, aussprechen können. Das bleibt uns unbenommen. Wir sind kein Beschlussorgan, wir können aber Handlungsempfehlungen aussprechen. Für die nächste Legislaturperiode kann man sicherlich das eine oder andere ins Hausaufgabenheft schreiben.

Ich gehe nach der Reihenfolge der Liste. Jetzt erhält Herr Dr. Stefan Frädrich das Wort. Bitteschön.

Dr. Stefan Frädrich (GEDANKENTanken GmbH): Danke sehr für die vielen, sehr spannenden Fragen. Ich möchte sagen, dass ich die Atmosphäre hier ziemlich spannend finde. Ich habe intensiv zugehört und finde das sehr konstruktiv. Ich hatte mir das ein bisschen kontroverser gedacht, was hier stattfindet. Ich finde das sehr toll.

Ich beginne mit der Beantwortung der Frage von Herrn Dr. Nacke nach der Rolle der Familienpolitik. Ich versuche, es einmal simpel zusammenzufassen in der Frage: Wie viel Staat braucht Glück bzw. braucht Glück überhaupt Staat?

Ich finde – das ist schön herausgekommen –, teilweise ja und teilweise nein. Im Prinzip kann man sagen: Alles kann, aber nichts muss und wenn was kann, dann muss es richtig gemacht werden. Man sollte aber Bitteschön im Sinne der Individualisierung nicht versuchen, alles vorzuschlagen.

Ich habe versucht, einige Punkte zusammenzufassen, wie man es systematisch darstellen kann. Ich meine, mittlerweile herausgehört zu haben: Wir brauchen definitiv mehr Angebote für diejenigen, die Angebote brauchen. Dazu gehen wir beispielsweise nach Bayern, wo 13 Wochen schulfrei sind. Es ist klar: Das ist doof. Das ist ein untragbarer Zustand. Selbstverständlich ist es bescheuert, wenn eine Kita um 9 Uhr aufmacht und um 15 Uhr zumacht. Ich selbst bin ein Leidtragender davon. So ein Kita-Streik, wie er vor ein paar Monaten stattgefunden hat, reißt einen komplett aus seiner Organisation heraus. Das ist völlig klar. Hier gibt es einen großen Bereich, wo man durchaus etwas machen kann.

Was wir noch nicht besprochen haben, sind die demografischen Entwicklungen, die jetzt kommen werden – wir haben uns sehr viel auf Kinder und Jugendliche konzentriert –, das betrifft Fragen wie: Was bedeutet Pflege? Wo findet sie statt? Wer pflegt? Welche Rahmenbedingungen müssen dafür geschaffen werden? Wir alle tun gut daran zu verstehen, dass hier so viel Angebot wie möglich hilft.

Ich habe gleichzeitig herausgehört – das ist Punkt 2 –, dass wir möglichst flexible Angebote brauchen und es nicht die einmalige Lösung gibt, sondern dass diese Lösung von einem angewandt wird und von anderen nicht. Jetzt sind wir plötzlich bei Themen wie weniger Zeitmangel des Einzelnen, damit er seine Zeitsouveränität behält. Das bedeutet, dass ich an anderen Ecken und Enden nachdenken muss: warum nicht den Supermarkt am Sonntag öffnen? Ich lebe in Köln Innenstadt. Für mich als Berufstätiger ist Köln Innenstadt großartig, weil mein REWE um die Ecke noch auf hat, wenn man Samstagnacht um 23 Uhr von einer Veranstaltung kommt. Das ist total super. Meine Frau ist selbständig. Wir nutzen solche Angebote intensiv.

Das heißt: Die Flexibilisierungen der Angebote könnte man daraus konkret herleiten. Eine Kita-Schicht muss nicht von 6 Uhr morgens bis 21 Uhr voll besetzt sein. Das lässt sich vielleicht irgendwie organisieren.

Dritter Punkt – das ist vielleicht ein gewisser Widerspruch –: Wir brauchen mehr Freizeit und wir brauchen mehr Freizeitmöglichkeiten. Das ist gut sowohl für diejenigen, die Freizeit haben wollen, als auch für diejenigen, die innerhalb von Institutionen darauf angewiesen sind, ein möglichst flexibles Umfeld zu haben, beispielsweise in der Schule. Ich kenne das gar nicht, dass man so lange sitzt. Mittlerweile weiß ich, warum es heißt: im Landtag sitzen. Das ist für mich eine körperliche Herausforderung. Ich mache in der Woche fünfmal Sport. Ich kann so viele Stunden gar nicht sitzen.

Wenn ich mir überlege, was das für Kinder bedeutet, die einen ähnlichen Antrieb haben, muss ich sagen: Natürlich müssen wir Freiräume schaffen. Natürlich muss man einmal eine Stunde Pause machen, und dann muss das Kind durch die Gegend laufen.

Sehr schön finde ich die Formulierung von Herrn Amonet: Das Wesentliche wird außerhalb der Schule gelernt. Das bezieht sich darauf, dass Pausen, informelle Gespräche – also Informalität – bedeuten, dass so viel wie möglich zu uns in unsere Gesellschaft rein muss. Stichworte sind: Schule ab 9, weniger Hausaufgaben, Bewegungsmangel.

Nächster Punkt – ich bin immer noch bei Ihrem Thema –: Das, was man als Politik mitbringen kann, ist ein, wie ich es nenne, sexy Bildungsangebot. Mit sexy Bildungsangebot ist nicht gemeint, ich brauche irgendeine politische Broschüre, sondern ich kann Rahmenbedingungen schaffen, damit mit dem bestehenden System gute Inhalte versendet werden.

Ein konkretes Beispiel: Ich hatte einmal eine Sendung im WDR, die hieß der Große Gesundheitscheck. Sie lief von 20.15 Uhr bis 21.00 Uhr montagabends im WDR. Wir hatten insgesamt acht Sendungen. Wir sind zu Familien gegangen und haben letztlich Gesundheitscoaching gemacht. Die Sendung wurde am Ende aufgrund, wie ich einmal sage, wdr-internen politischen Reibereien eingestellt. Das Feedback der Sendungen von denen, die sie gesehen haben: grandios. Wenn man mit so einer Informationssendung, wie man besser mit seinem Leben umgeht, 100 000 Haushalte erreicht, ist das allemal besser, als wenn man irgendwie so ein „Wischi-Wischi-Konsensangebot“ hat und alle Beteiligten in öffentlichen Medien müssen abnicken.

Dann habe ich persönlich eine Entwicklung gemacht und mir gedacht: War das zu blöd im WDR, gehst du zu den Privaten. Ich bin bei Pro 7 gewesen und habe eine Sendung gemacht, die hieß: Besser essen, leben leicht gemacht. Ebenfalls gleiches Thema. 15 Uhr nachmittags Doku-Soap. Wir sind direkt in der Zielgruppe und machen ganz viel Coaching mit den Familien, unter anderem Ernährung. Aber das war immer nur so ein Aufhänger. Letztlich ging es um ganz viel Strukturelles dahinter. Die Sendung wurde im Endeffekt eingestellt nach zwei, wie wir fanden, sehr erfolgreichen Staffeln und qualitativ hochwertigem Feedback, weil wir die relevante Marktzielgruppe von 13,5 %, die angegeben wurde, nicht erreicht haben. Ich glaube, wir hatten, 13,2 %. Das war das Erste, was ärgerlich war. Zweitens war ärgerlich, dass diejenigen, die die Sendung über die Werbepausen finanziert haben, Langnese-Eis oder irgendwelche Schokohersteller waren. Es ist absurd, dass wir uns auf der einen Seite eine Weiterbildungsmechanik leisten, die auf Werbeeinnahmen beruht, und wir auf der anderen Seite Unmengen von Kohle in die verschiedensten Bildungsangebote reinpulvern, die man durchaus mit ein bisschen Sendung in die Welt ganz einfach erreichen könnte.

Nächster Punkt. Um auf den Staat zu sprechen zu kommen: Wir brauchen ein pluralistisches Karrierebild. Wir leben jetzt im Jahr 2015. Das, was uns heute in der Schule beigebracht wird, ist das, was sich Menschen gestern einmal ausgedacht haben, die sich überlegen, dass es zukünftig vielleicht auch noch so sein wird. Das ist aber ein klassischer Denkfehler. Wir können nicht einfach die letzten Jahrzehnte auf die Zukunft übertragen und glauben, dass die Kompetenzen, die wir den Kindern jetzt beibringen, in Zukunft irgendeine Relevanz haben werden. Ich spreche von Faktoren wie: Wir brauchen Geldkompetenz an der Schule. Wir brauchen Zeitkompetenz. Wir müssen vielleicht Menschen beibringen, wie sie ihre eigenen Nischen im Leben finden. Wir müssen gucken, dass wir Lebenspraxis finden. Derjenige, der einen Lehr-

plan macht, ist in der Regel jemand, der im öffentlichen Dienst arbeitet, der in einem Angestelltenverhältnis ist und nicht unbedingt verstehen muss, was die freie Wirtschaft braucht, und schon gar nicht verstehen muss, in welche Richtung sich die Welt weiterentwickelt.

Das Thema, was auch sehr wichtig ist, ist: Kontrollnischen. Das finde ich total spannend, weil ich gerade in Kontrollnischen erleben kann, was wir alle instinktiv wissen. Einerseits erlebe ich in Kontrollnischen Kompetenzerwerb, weil ich mich ausprobieren in Bereichen, wo mir keiner sagt, wie ich es mache. Das ist ja der Sinn des Lernens. Lernen macht Spaß. Selbst wenn ich auf eine heiße Herdplatte packe, habe ich danach eine Erfahrung. Okay, ich habe es aber selbst gemacht. Ich packe da nicht mehr hin, sonst habe ich eine Lernstörung.

Ein anderer Bereich ist die Autonomie. Ich selber kann entscheiden, was ich mache und was ich nicht mache. Da sind wir wieder beim Thema Schule. In der Schule ist uns quasi aberzogen worden, autonom zu entscheiden. Das ist das, was den Leuten später auf dem Arbeitsmarkt auf die Füße fällt. Wenn der Lehrer einen Unterricht halten muss, weil das zum Beispiel gerade genauso vorgeschrieben wird, genau dem Lehrplan entspricht, dann muss man sich nicht unbedingt damit identifizieren, aber man zieht ihn irgendwie durch, weil es einem ja gesagt wird.

Wenn wir unsere Gesellschaft als pluralistisch verstehen und Menschen die Möglichkeit geben, diese pluralistische Gesellschaft auch zu leben, sind wir angeraten, als Staat möglichst für pluralistische Strukturen zu sorgen.

Ich verspreche, jetzt wird es ein bisschen knapper, Herr Kern: Wie könnte Bildung aussehen bezüglich Persönlichkeitsbildung? Wie kann man das machen? Hier ganz praktisch: Ich komme aus dem Trainingsbereich. Ohne Ende wird dort mit sehr viel praktischen Tools gearbeitet. Man kann beispielsweise am Arbeitsplatz feststellen: Was ist jemand für ein Typ? Wo sind seine persönlichen Stärken? Wo sind seine persönlichen Werte? Wenn man mit solchen Testverfahren arbeitet, ist das in der Regel immer hilfreich, weil man eine Form von Spiegel vorgehalten bekommt. Allerdings sind das meistens Werkzeuge, die in einem wirtschaftlichen Umfeld verwendet werden. Dann hat man diesen wirtschaftlichen Druck, dass das irgendwie funktionieren muss. Der Markt reguliert das relativ schnell. Testverfahren, die irgendwie nichts bringen, verschwinden.

Ich würde mir so etwas mehr in der Schule wünschen. Ich habe gestern einen ganzen Tag ein Seminar gehalten. Dann macht man einmal so ein Testverfahren mit 20 Leuten durch, und alle sagen: Prima, jetzt habe ich zehn Jahre meines Lebens verschenkt. Hätte ich das früher gewusst, dass ich so und so gestrickt bin, hätte ich mich möglicherweise früher anders umentschieden.

Ebenso das Thema Praxisnähe in Schule und in Universitäten: Wir haben traditionell ein Schulbild oder ein Universitätsbild, wonach der Hochschulprofessor die höchste Stufe der Weiterbildungsevolution ist. Das ist schön für den Hochschulprofessor. Aber rein statistisch ist das nicht möglich, weil wir unterwegs innerhalb der vielen Jahre unseres Lebens ganz viele praktische Erfahrungen machen müssen. Diejenigen, die letztlich diesen akademischen Weg gehen, sind diejenigen, die die Bildungslandschaft bestimmen. Das ist total dramatisch. Wenn ich Praktikanten von der Uni-

versität finde oder wenn wir mit Leuten zusammenarbeiten, die von der Universität kommen, muss man immer erst ein bisschen diesen akademischen Blick, den „akademischen Staub“ wegklopfen und sagen: willkommen in der Realität. Ich weiß, du hast das anders gelernt, aber so ist das nun einmal gerade bei uns.

Herr Kern, was ich sehr spannend finde bei der These Väter in Familien, ist: Meines Erachtens sollten Väter, die familienbereit sind, in Familien gehen. Das ist mir wichtig, weil das immer wieder aufgekommen ist. Ich glaube nicht, dass man hier postulieren kann: Väter müssen in Familie. Männer zu Teilzeit zu zwingen, wie Sie sagten, Herr Dr. Stork, ist einfach schwierig, wenn ich jemanden zu etwas dränge. Systematisch kann es vielleicht Sinn machen, darüber nachzudenken. Im Einzelfall wird es aber immer wieder dazu führen, dass sich einige Menschen gegen den Strich gebürstet fühlen. Also: Ja, kann man durchaus machen, aber eben bitte nicht als Summe, sondern als Einzelfall.

Frau Velte, zu der Bedeutung von Karrierechancen von Teilzeitbeschäftigten. Ich finde es selbstverständlich, dass jemand, der in eine Teilzeitbeschäftigung geht, weiterhin hohe Karrierechancen haben sollte. Ich denke, es ist in der Realität an zwei Faktoren gekoppelt. Das Erste ist der Markt, in dem man sich befindet. Es gibt durchaus Bereiche, in denen das geht: Wie wir gerade gehört haben, ist es im öffentlichen Dienst, beim Landschaftsverband NRW üblich, wiederzukommen und wieder einzusteigen. Das ist toll.

Es gibt sicherlich Branchen, in denen es einfach schwierig ist aufgrund der Geschäftsentwicklung oder weil sich ganz viele Dinge recht schnell weiterentwickeln. Da kann man politisch nicht fordern, dass man wieder in den Markt reingehen muss, weil es an der wirtschaftlichen Realität vorbeigeht.

Sie haben mich bezüglich meines Unternehmens gefragt. Ja, in meinem Unternehmen ermögliche ich es Menschen so gut es geht, dass sie rausgehen und wiederkommen. Ich habe beispielsweise gerade eine junge Mutter, die jetzt in diesen Tagen auf die Niederkunft wartet und die selbstverständlich wiederkommt, aber nicht im Sinne eines klassischen Karriereweges. Vielmehr ist mir wichtig, dass jemand persönliche Kompetenzen hat und etwas wirklich gut kann. Dann wird er in jeder Firma immer wieder einen Platz finden.

Damit komme ich zu Faktor Nummer 2: Das ist ein Stück weit auch die eigene Pflichtigkeit. Ich muss nicht sagen: Der Staat versorgt mich. Ich habe ein Recht auf Wiedereingliederung. Ich muss auch von der persönlichen Kompetenz dazu bereit sein, mich weiter fortzubilden und irgendwie am Ball zu bleiben, wenn nicht, dann geht es aus wirtschaftlichen Faktoren in einer sich verändernden Welt ziemlich schwierig.

Herr Wegner fragt: Wie ist die Umgestaltung der Schule möglich? Ebenso fragte Herr Dr. Kerbein: Wie gehört das zusammen? Ich werde versuchen, Ihre beiden Fragen gemeinsam zu beantworten. Ein paar Faktoren sind schon genannt worden.

Der erste Faktor ist: Es geht um informelles Lernen. Jeder kann an seine eigene Schulzeit zurückdenken. Wir haben häufig eher gelernt, wie sich die Lehrer verhalten haben, weniger was sie gesagt haben. Wir lernen durch Imitation. Wir lernen eher auf dem Pausenhof als in der direkten Interaktion mit den Lehrern.

Ich glaube, es gibt so ein paar Schrauben: weniger Angst, weniger Regelhörigkeit, weniger Konsens. Wir müssen uns alle klarmachen, dass sich gerade in der Schule dieser eine Weg, dieses eine Ideal völlig überholt hat. Wir leben in einer sich weiterentwickelnden Welt. Das können wir so nicht aufrechterhalten.

Stichwort Intelligenz. Wir hatten vorhin von emotionaler Intelligenz gesprochen. Das ist ein Faktor von Intelligenz. Es gibt viele verschiedene Formen von Intelligenz. Das sind immer nur Konstrukte, die sich der Realität nur stückweise annähern. Ich gebe ein paar Stichworte: Es gibt so etwas wie eine sprachliche Intelligenz. Es gibt so etwas wie eine mathematische Intelligenz. Es gibt so etwas wie eine körperliche Intelligenz, also jemand, der den Flickflack kann, aber vielleicht Probleme hat, stolperfrei zu sprechen. Es gibt so etwas wie eine soziale Intelligenz.

Ich glaube, dass eine Schule verstehen muss, dass unser Ausbildungssystem von unserer rein fachlichen Linkshirngigkeit, wie ich einmal sage, sich auf intellektuelle Dinge zu konzentrieren, von vornherein ein bisschen begrenzt ist. Nicht umsonst hat Glücklichkeit nicht unbedingt etwas damit zu tun, ob man einen hohen Schulabschluss hat oder nicht.

Bewegung ist ein wichtiger Punkt. Schule sollte Raum für Bewegung schaffen. Das, was Herr Prof. Dr. Bucher mit der Religion meinte, stieß teilweise auf Widerspruch. Wenn man den Begriff Religion ein bisschen weiter fasst, so ist zu sagen: Es gibt eine Arbeit von Herrn Tobias Esch, ich weiß nicht, ob Sie das kennen, der sich mit dem Thema Glück beschäftigt. Er ist ein Neuropsychologe. Er nennt es Transzendenz, alles, was in irgendeinem höheren Sinne ist, wie Spiritualität, verstehen, wozu ich etwas mache. Das kann aber auch so etwas wie Leichtigkeit sein. Das kann so etwas wie Humor sein. Das ist diese Fähigkeit, sich selbst aus dem Spiel zu nehmen und sich in einem größeren Rahmen zu betrachten. Wenn Menschen so einen Rahmen haben, fühlen sie sich in der Regel glücklicher, als wenn sie einfach Spielball von irgendwelchen Irrungen und Wirrungen des tagtäglichen Lebens sind. – Sorry, es hat ein bisschen länger gedauert.

Amt. Vorsitzender Walter Kern: Dafür war es wesentlich. – Zwei kurze Bemerkungen dazu. Der WDR hat einen Bildungsauftrag. Das nehmen wir vielleicht mit, wenn wir über Handlungsempfehlungen nachdenken. Er wird auch durch öffentliches Geld finanziert. Dann können wir sicherlich Handlungsempfehlungen aussprechen, dass er dem Bildungsauftrag nachkommt.

Was den Glauben angeht, auch wenn das hier vielleicht kontrovers zu spüren ist: Man muss vielleicht unterscheiden zwischen der Gesellschaft Gottes auf Erden und dem Glauben an sich. An dieser Stelle möchte ich das einmal so salopp sagen. – Ich freue mich darauf, Gerda Holz aufrufen zu dürfen. Wir kennen uns schon länger.

Gerda Holz (Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e.V.): Ich möchte beginnen mit der Frage nach den Forschungsarbeiten, die ich für relevant halte. In den Familienberichten des Bundes und auch von NRW ist mittlerweile wunderbar skizziert, was Familien brauchen: Zeit, Geld, Infrastruktur.

Ein vierter Bereich, der heute sehr deutlich geworden ist, heißt Kompetenz, und zwar nicht Kompetenz im Sinne von, wie schaffe ich mein Leben, sondern Kompetenz im Sinne von Bewältigungshandeln und Bewältigungsstrategie, mit Krisen und Problemsituationen umzugehen. Das betrifft Fragen der Trennung und Scheidung, des Todes der eigenen Eltern oder eines Kindes. Das ist nicht nur in einkommensarmen oder sozial belasteten Familien, sondern immer wenn Brüche, die wichtig sind für die eigene Persönlichkeitsentwicklung, durchlebt werden müssen. Der Bereich muss sehr viel stärker als bisher ausgebaut werden. Er hat mehr als mit klassischer Familienbildung zu tun. Er hat auch mit Beratung und Begleitung zu tun.

Die Frage, die dahinter steht, lautet: Was heißt es zu sagen, Eltern brauchen Kompetenz? In der Tiefe wird weiter analysiert: Was brauchen sie tatsächlich in dem gesamten Spektrum ihres Handelns und mit allen sozialen und kulturellen Gruppierungen, um sehr viel stärker diesen vierten wichtigen Aspekt neben den drei Aspekten anderen anzusprechen?

Zweitens Forschungsfrage. Berlin hat in einer kleinen Expertise begonnen zu klären: Welche Bedarfe und Potenziale haben (arme) Familien, um diesem immer wieder prägenden Bild gerecht zu werden, von dem ich vorhin angesprochen habe. Wir reden über einige wenige Schichten unserer Gesellschaft und haben hier in NRW eine durchaus beachtliche Anzahl, deren Lebensalltag das nicht ist. Das ist deutlich zu sehen: Wenn ich über 20 %, in einigen Kommunen sind es 30 %, armutsbetroffene Kinder habe, habe ich auch einen ähnlich hohen Anteil an armutsbetroffenen Familien. Insofern lautet die Frage: Welche Bedarfe, welche Potenziale, welche Bewältigungsstrategien haben sie? Es gilt, das zu reflektieren unter dem Gesichtspunkt: Was lässt sich daraus ableiten? Wie müssen wir reagieren? Was können wir tun?

Eine dritte Frage betrifft die Rolle der Väter in sozial benachteiligten Milieus. Dazu gibt es bisher keine Forschung. Es wird über Väter insgesamt geforscht mit dem Bild derjenigen Väter, die zwei Monate Familienzeit nehmen. Ich will nicht strafen, sanktionieren oder sagen, oh, ihr seid die Bösen, sondern wir wissen gar nicht, wie sie handeln, wie sie damit umgehen. Wir wissen – das ist Sozialarbeit für eine kleine Gruppe, aber das ist die schwierigste Gruppe, die Herr Amoneit angesprochen hat – insgesamt überhaupt nichts.

Damit verbunden ist für mich, weiter darüber nachzudenken, auch gesellschaftlich. Mütterverantwortung wird relativ schnell beantwortet. Väterverantwortung kann nicht nur sein, gern Familie werden zu wollen, sondern in dem Moment, in dem ich ein Kind zeuge, bin ich Vater – ob ich Familie sein will oder nicht.

Für mich stellt sich die Frage: Was heißt diese Väterverantwortung? Wer springt ein, wenn ich das nicht tue? Wir haben immer wieder sehr viele Fragestellungen in der sozialen Arbeit und in der Beratungsarbeit, wie wir damit umgehen.

Man sollte stärker den Fokus darauf richten, von dieser Mütterzentriertheit wegkommen nicht nur, was das Arbeitszeitmodell anbelangt, sondern in dieser gesamten Frage: Was kann Familie, was können Kinder, was können aber auch Frauen und Männer in der Zukunft im Sinne von Lebenszufriedenheit und Glück neben der Berufstätigkeit oder neben der Vereinbarkeit von Familie und Beruf ausmachen? Das war bezogen auf die Frage nach den Forschungen.

Weiter wurde gefragt: Was wollen wir tun, um Rahmengestaltungen zu setzen? Herr Amonet hat wunderbar beschrieben, Sie denken darüber nach, Vereinbarkeit von Familie und Beruf nicht mehr nur unter Familie und Beruf zu setzen, sondern zu verbinden mit den, wie haben Sie es genannt, Entwicklungs- und Bildungsbedürfnissen der Kinder.

Ich habe weiter geschrieben, mit der Pflegeverantwortung und Pflegeaufgaben gegenüber den eigenen Eltern zu verknüpfen. Als Letztes kam im Laufe der Diskussion, mit den eigenen elterlichen Bedürfnissen zu verbinden. Ich bin doch nicht nur jemand, der Kinder aufzieht oder der Erwachsene zu pflegen hat.

Was in der Diskussion um die Zeittakte von Familien eine Rolle spielt, ist, dass alles in einem kurzen Zeitrahmen gemacht werden muss. Dahinter stehen aber Menschen, die eigene Bedürfnisse haben. Das sind keine Roboter. Wenn ich diese Breite in der Diskussion von Familie und Beruf bekomme mit den Entwicklungs- und Bildungsbedürfnissen der Kinder, mit der Pflegeverantwortung gegenüber Älteren und verbunden mit meinen eigenen Bedürfnissen und Wünschen, dann ist das eine Ausweitung von einem bisher sehr stark verengten Blick auf die Frage, was braucht die Wirtschaft, was braucht sie nicht? Dann denke ich vielleicht auch anders darüber und frage: Brauche ich den Sonntag, den Mittwoch, den Freitag, um um 24 Uhr einzukaufen, weil um 24 Uhr die Verkäuferin an der Kasse sitzt, die den dritten Teilzeitjob oder einen Minijob macht. Ich habe zwar das Geld zum Einkaufen. Aber wir wissen: Wer dort sitzt, das sind diejenigen, von denen ich vorhin gesprochen habe: Sie machen Schichtarbeit, Frühdienst.

(Dr. Stefan Frädrieh [GEDANKENTanken GmbH]: Das sind die Krankenschwestern auch. Das sind die Ärzte auch. Das sind die Polizisten auch!)

– Ja. Ich möchte damit nur deutlich machen, diese sozialen Fragestellungen immer in den Blick zu nehmen. Es ist nicht die Diskussion um die Öffnungszeiten, sondern: Wer ist wo? Das sind Familien. Das sind Eltern. Das sind Mütter. Das sind Väter. Diese Perspektive muss in einer Familienfrage oder in einer Frage nach Lebensglück aus meiner Sicht mit eingebunden werden.

Ich möchte noch zwei Punkte ansprechen. Zeitsouveränität für einkommensarme Familien. Bei armutsbetroffenen oder sozial benachteiligten Familien ist die Diskussion um Zeit eine sehr wichtige und eine alltägliche, nämlich die Diskussion darüber, selbst derjenigen, die langzeitarbeitslos sind: Was muss ich heute alles am Tag erledigen, sei es Ämter, Behörden, Dienste, Schule, Arztbesuche. Wenn ich dann noch ergänze, ich bin berufstätig, in verschiedenen Teilzeitjobs oder in Minijobs tätig, dann kommt die Frage für die Familie: Was sind Zeitfresser?

Zeitfresser aus dieser Perspektive sind beispielsweise der Elternabend, weil ich dann arbeiten muss oder dieses oder jenes andere tun. Zeitfresser ist: Wie lange brauche ich dahin? Darum habe ich heute Morgen gesagt: Es geht nicht nur um das Ländliche, sondern wie ist die Mobilität in der Stadt? Wann machen die Einrichtungen zu? Wie muss ich das tun? Es wird über Zeitfresser nachgedacht. Dann wird ganz zeitökonomisch gesagt und eine Prioritätenliste gesetzt. Die Fragen von Erwerbstätigkeit

– wie wird unser Einkommen gesichert, wie bekomme ich den Hartz IV-Antrag verlängert beispielsweise – sind wichtiger als zu sagen: Ich gehe zu einem Kurs.

Deswegen ist die Frage von Zeitsouveränität für einkommensarme Familien ebenfalls eine Frage, die ich genauer analysiert haben möchte: Was geschieht da? Was tun sie den ganzen Tag? Das meinte ich mit diesem Bewältigungshandeln und Strategien von sozial benachteiligten Familien.

Auf die letzte Frage, die an mich gerichtet war, habe ich noch keine Antwort gefunden. Es ist schwierig bezogen auf die kinderreichen Familien. Bei kinderreichen Familien ist es eine Entscheidung: Entweder bin ich niemals wieder berufstätig, insbesondere als Frau, ich lasse mich auf Familie ein, aber mein Leben lang bis zu meiner Rente, die ich im Alter bekomme, oder ich muss es in irgendeiner Weise verbinden.

Die Empirie ist die zu sagen: Ab dem 3. Kind ist die Anzahl, die die Vereinbarkeitsfrage stellen, sehr gering. Sie entscheiden sich und sagen: Ich habe einen Ernährer und eine Hausfrau oder Hausmann – meistens ein Hausfrauenmodell –, oder es muss staatliche Finanzierung damit verknüpft werden. Aber wie das sein könnte, darauf könnte ich Ihnen im Moment keine Antwort geben bzw. sagen, wo das schon ausführlicher diskutiert worden ist.

Der letzte Punkt betrifft die Kindergrundsicherung. Es brauchen alle Familienmitglieder eine Unterstützung. Wir müssen darüber nachdenken – und nicht nur im materiellen und finanziellen Sinne zu sagen, wir stecken doch genug Geld in die Familien hinein –: Ist die Absicherung eines jeden Familienmitgliedes unabhängig von jemandem? Wir haben jetzt das Modell: Die mütterliche Seite ist von der väterlichen Seite abhängig, die Armutssituation der Kinder von den Eltern. Wir müssen darüber nachdenken, wie eine eigenständige Absicherung da ist, damit, wenn Druck auf das Familiensystem erfolgt, nicht sofort alles kippt. Bisher haben wir dieses Modell: Da ist Familie, und es wird irgendwie abgesichert. Wir sollten stärker darauf schauen. Die Formen werden sehr unterschiedlich diskutiert, ob Familieneinkommen oder Grundsicherung. Der Punkt ist, dass die Familie eine finanzielle Absicherung braucht, aber nicht allein als Konstrukt, sondern die Mitglieder, und das setzt sich zusammen. – Das wäre es. Danke schön.

Amt. Vorsitzender Walter Kern: Danke, Frau Holz. – Ich darf im Sinne der Enquetekommission sagen: Jack Welch ist deswegen ein erfolgreicher Unternehmer geworden, weil er immer zugehört hat, was seine Arbeiter gesagt haben. So hat er das auch formuliert. Das, was uns die Fachleute sagen, werden wir sicherlich politisch ganz gut und vortrefflich mitnehmen.

Es ist durchaus nicht üblich, in der Kommission zwischen Fachleuten zu streiten, auch wenn sie vielleicht unterschiedlicher Auffassung sind. Dafür kann man die Visitenkarten austauschen.

Ich möchte sagen – das nachrichtlich für Sie, Frau Holz –: Bei den kinderreichen Familien hat es vor fünf Jahren eine Gründung in Nordrhein-Westfalen gegeben mit vier Familien. Inzwischen sind es 17 000 Mitglieder. Das ist eine von der Politik gar nicht wahrgenommene Zielgruppe: Wohnungszuschnitte, Größe der Wohnungen, Bezahlbarkeit der Wohnungen. Das alles spielt eine Rolle für die Mehrkinderfamilien.

Damit müssen wir uns in der Kommission deutlich auseinandersetzen. Ich möchte das nur zu Protokoll geben. – Ich freue mich jetzt auf die Antworten von Frau Prof. Dr. Leyendecker. Wir haben uns schon am letzten Freitag hier in Düsseldorf gesehen. Sie sind fast nur noch in Düsseldorf. Frau Prof. Dr. Leyendecker, Sie haben das Wort. Bitteschön.

Prof. Dr. Birgit Leyendecker (Ruhr-Universität Bochum, Fakultät für Psychologie/Entwicklungspsychologie): Angesichts der fortgeschrittenen Zeit versuche ich, die Fragen der Reihe nach abzuarbeiten. Dann geht es am schnellsten.

Die erste Frage war von Herrn Dr. Stefan Nacke. Sie hatten gefragt: Zwei-Elternfamilien alles okay? Die zweite Frage war: Wie kann man Familien unterstützen, damit die Probleme nicht auftauchen.

Zur ersten Frage: Damit wollte ich etwas anderes sagen. Bei Kindern, die in einem Elternhaus aufwachsen, egal ob das jetzt ein Ein-Elternhaus oder ein Zwei-Elternhaus ist, in dem sie eine gute familiäre Anregung bekommen, denen die Kita vielleicht auch eine gute Anregung bietet, passiert relativ wenig. Für sie ist das schön. Das gönnen wir ihnen. Aber für sie ist es nicht ganz so entscheidend. Wenn umgekehrt Kinder aus Elternhäuser, in denen weniger Anregung da ist und weniger sprachliche Anregungen da sind – an der Sprache kann man das besonders gut sehen –, in Einrichtungen kommen, in denen sie gut gefördert werden, sieht man die Gradienten, wie sie sich in Sprache, Kognition und anderem sehr gut entwickeln.

Das war mehr so dieses: Wenn man wenig Geld hat und sich fragt, wohin man es gibt, dann wird das die größten Effekte haben. Es ist ein Entscheidungskriterium, in die Stadtteile das Geld zu geben, die eher benachteiligt sind, weil man da einfach die größten Effekte hat und weil die Eltern die wenigsten Ressourcen haben, es anders zu kompensieren.

Ihre zweite Frage war: Kann man Familie so unterstützen, dass Probleme überhaupt nicht auftauchen? Die Forschung zeigt eher, dass es schon sehr sinnvoll ist, in die Familien hineinzugehen. Einerseits gibt es Studien, die zeigen: Wenn jemand regelmäßig junge alleinerziehende Mütter oder Familien, die besondere Unterstützung brauchen, unterstützt, hat es positive Auswirkungen. Es zeigt, dass die Mutter-Kind-Bindung, die eine wichtige übergreifende Entwicklungsaufgabe für das erste Lebensjahr ist, durch solche Besuche, auch wenn sie nur alle paar Wochen stattfinden, gefördert werden kann. Das ist die sozial-emotionale Schiene.

Der andere Aspekt ist die Literalität. Da hinken wir im Vergleich zu anderen Ländern total hinterher. Ich weiß, vor zehn Jahren, als ich in Kanada war, hat mich beeindruckt, dass sie sich unterhielten: Wie kann man Familien, die den Kindern wenig vorlesen und ihnen wenige Anregungen geben, fördern? Sie waren dabei zu experimentieren, ob man einmal große Bücher, ein anderes Mal kleine Bücher nimmt, ob man Bücher bei den Kindern lässt oder ob man hinget und immer mal wieder das Ganze austauscht und überlegt: Was kann man machen, damit Eltern eine Routine entwickeln, dass sie den Kindern vorlesen? Sie waren schon auf einem ganz anderen Niveau, wo wir erst langsam dahinkommen, zu wissen: Wir kann man Familie di-

rekt fördern? Wie kann man sie mit Materialien so unterstützen, dass zum Beispiel Eltern Kindern vorlesen?

Das ist in Mittelschichtsfamilien ganz selbstverständlich. Dort wird das schon bei den ganz Kleinen gemacht. Sie sind ein paar Monate alt, da wird schon das Buch mit dem kleinen blauen Hund vorgelesen. Aber bei den anderen ist das weniger der Fall. Da wird geguckt: Was kann man machen? Das fördert einerseits Sprache. Das fördert später Literalität und es fördert einfach auch sozial-emotionale Zusammenhänge, weil man etwas zusammen macht. Die Kinder laufen immer noch den Eltern hinterher und wollen vorgelesen bekommen.

Die Frage nach den Forschungsaufträgen und danach, in welche Richtung es gehen könnte, haben Sie, Herr Kern, gestellt. Oft passiert Folgendes: Projekte werden für eine bestimmte Zeit gefördert, erhalten drei Jahre – egal ob vom Land, von einer Stiftung – Förderung und machen tolle Sachen. Danach verläuft das Ganze im Sande. Es ist egal, woher die Gelder kommen.

Mehr Geld sollte gleichzeitig bereitgestellt werden, um eine Evaluation durchzuführen, nicht so eine Gefälligkeitsevaluation, bei der nachher herauskommt, ihr habt das toll gemacht, sondern wo herauskommt: Welche Aspekte des Ganzen waren wirklich sinnvoll? In was sollte man weiter investieren? In das Ganze oder vielleicht nur in Einzelaspekte davon? Bei dem Geld, das man verteilt, sollte man genauer hingucken: Was wirkt jetzt wirklich? Das wird in der Psychologie oder in der Medizin evidenzbasierte Forschung genannt. Es gab die Gesamtevaluation der familienpolitischen Maßnahmen, ich glaube, damals vom von-der-Leyen-Ministerium angeregt, die erst letztes Jahr der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist. Das Prinzip ist, genau hinzugucken und zu fragen: Was passiert? Was ist sinnvoll? Wo sollten wir etwas machen? Wo sollte sich mehr durchsetzen?

Es wurden die familienbereiten Väter angesprochen und gefragt, ob zwei Monate Elternzeit reichen. Vorhin wurde das Sozio-ökonomische Panel erwähnt. In einem anderen Kontext wurde erwähnt: Wenn Kinder da sind, gehen die Glücksgefühle nach einer Weile erst einmal nach unten. Das stimmt. Aber man muss fragen: Was war vorher? Das ist das Entscheidende. Schauen wir uns einmal an, was ist, wenn wir im Urlaub sind, und nehmen das als einen Punkt: Im Urlaub geht es uns wunderbar und prima. Fragen wir, was danach passiert, dann stellt man fest, dass unsere Glücksgefühle auch nach unten gehen. Das heißt: Man muss fragen: Was ist davor passiert?

Wir sind der Auffassung – das zeigen die Auswertungen des Sozio-ökonomischen Panels, diese große Datenstudie, die hier vorliegt –: Wenn sich Väter engagieren, steigt die Lebenszufriedenheit der Väter und der Mütter vor der Geburt an, hat einen Höhepunkt um die Geburt herum und geht danach wieder herunter und kommt auf das gleiche Basisniveau. Bei den Familien, in denen sich Väter nicht engagieren, geht das nur ein klein bisschen hoch, geht danach runter, aber geht danach unter die Schwelle, wo es vorher war. Das heißt: Man muss sehen, was vorher war und was nachher ist. Das zeigt, dass es Vätern, die sich engagieren, selber guttut und dass es auch ihren Partnerinnen guttut.

Es wurden Väter in sozial benachteiligten Milieus angesprochen. Wir haben dazu in Deutschland, soweit ich weiß, kaum Forschung. Es gibt dazu aber Forschung aus

den USA, wo es viele Väter gibt, die teilweise mehrere Familien haben oder die sehr wenig präsent sind. Dabei kommt immer wieder heraus: Selbst in den Familien, in denen die Väter wenig auftauchen – weil sie zum Beispiel zwei Familien mit Kindern haben –, hat es jedes Mal, wenn sie sich kümmern, auch wenn das gar nicht so oft ist, eine positive Wirkung. Das gilt am Meisten, wenn sie die Mütter finanziell unterstützen, damit sie mehr Ressourcen haben.

Frau Velte hat die Frage nach Patchwork-Familien gestellt. Die Frage wurde teilweise schon beantwortet. Deswegen nur eine Ergänzung: Bei Alleinerziehenden müssen wir genau hinsehen: Wie lange ist jemand alleinerziehend? Viele sind nur relativ kurze Zeit alleinerziehend und haben danach wieder einen neuen Partner. Das kann eine Patchwork-Familie sein oder es kann sein, dass ein anderer Partner oder Partnerin gefunden wird. Das heißt: Alleinerziehend ist nichts Statisches, was bleibt und ein Label ist, sondern es ist etwas sehr Dynamisches, was sich wieder ändern kann.

Die nächste Frage, die ich mir notiert habe, betrifft die Kontrollnischen. Der Begriff der Selbstwirksamkeit wurde erwähnt und hier schon ein paar Mal verwendet. Er wird in unterschiedlichen Disziplinen unterschiedlich verwendet. In der Psychologie bedeutet Selbstwirksamkeit, das Gefühl zu haben, man kann etwas erreichen. Das ist etwas Wichtiges, was wir den Kindern mitgeben können. Wenn wir als Eltern oder als Lehrer oder als pädagogische Fachkräfte in Kitas Kindern permanent vermitteln, dass man etwas nicht erreichen kann, dass man nicht das Vertrauen hat, dass das Kind etwas erreicht – egal, was es ist, ein Bild fertigstellt, einen Turm baut oder zu lernen, allein zu schaukeln, das Alphabet oder rechnen zu lernen –, wenn man Kindern nicht vermittelt, dass sie das schaffen können, dass sie das hinbekommen, dass es vielleicht auch einmal Rückschläge gibt, dass sie von der Schaukel fallen, dass sie es aber hinbekommen, wenn sie weiterschaukeln, dann stärkt man nicht ihre Selbstwirksamkeit.

Selbstwirksamkeit wird dadurch gestärkt, dass man Kindern vermittelt: Du kannst das irgendwie schaffen. Du kannst das hinbekommen. Diese Selbstwirksamkeit ist ein Instrument, das wir, wenn wir sie als Kinder verinnerlicht haben, auf so viele Bereiche übertragen können. Man kann sie noch im Alter übertragen. Wenn die Leute in die Reha kommen und eine niedrige Selbstwirksamkeit haben, gehen sie nach vier Wochen immer noch an Krücken. Haben sie eine hohe Selbstwirksamkeit, sind sie die Krücken nach ein paar Wochen los. Das ist etwas, was sich in allen Lebensbereichen durchzieht und wichtig ist.

Die Frage wurde aufgeworfen, ob Bildung, IQ und Glück etwas miteinander zu tun haben. Spiritualität tauchte auch auf. Dazu möchte ich eine Abschlussbemerkung machen: In der Resilienzforschung, die mir eher vertraut ist, kommt immer wieder heraus, was ein Schutzfaktor, ein protektiver Faktor ist, nämlich wenn eine Form von Spiritualität da ist. Das ist einer von vielen möglichen Schutzfaktoren. Er kann durch andere ersetzt werden. Spiritualität kann schützen. Das muss nicht die Kirche sein, sondern man kann auch einer anderen Gruppe angehören.

Wie verhält es sich mit Bildung, IQ und Glück? Es zeigt sich: Je höher die Bildung der Mütter ist, desto geringer ist ihr Alltagsstress. Das liegt daran, dass Bildung korreliert mit finanziellen Ressourcen. Je mehr finanzielle Ressourcen man hat, desto

weniger Alltagsstress hat man. Viel Alltagsstress kommt dadurch, dass man geringe finanzielle Ressourcen hat.

Was Kinder angeht, sollte man eines nicht unterschätzen bei der Frage, ob jemand einen IQ von 100 oder von 140 hat: Ein wesentlicher Schutzfaktor ist, einfach ein gut funktionierendes Gehirn zu haben. Das hilft, komplexe Sachverhalte zu verstehen, zu reflektieren und mit dem Leben besser zurechtzukommen. Das als Ergänzung, weil das vorher auftauchte. – Danke.

Amt. Vorsitzender Walter Kern: Danke schön, Frau Prof. Dr. Leyendecker. – Es ist schon richtig, dass der IQ eine Rolle spielt. Es ist heute auch herausgekommen, dass der EQ, also die emotionale Intelligenz, die Zugewandtheit zum Kind, auch Chancen generiert. Das möchte ich sehr deutlich zu Protokoll geben und festhalten, weil ich glaube: 80 % bis 90 % der Entscheidungen fallen emotional und nicht rational, auch wenn wir so gesteuert sind.

Ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie darauf hingewiesen haben, dass wir mehr Wissenschaft in die Praxis bringen sollten und auch mehr Praxis in die Wissenschaft. Vielleicht ist das auch eine Anregung, eine neue Hochschule hier in Nordrhein-Westfalen zu begründen, weil wir hier in Nordrhein-Westfalen etwas tun müssen. Ich bin Ihnen dankbar, dass Sie dem Gleichstellungsausschuss in Nordrhein-Westfalen eine neue Aufgabenstellung, nämlich die der Väter gegeben haben. – Jetzt möchte ich Frau Prof. Dr. Maike Luhmann zu Wort bitten, die uns schon schriftlich mit hochinteressanten Stellungnahmen überzeugt hat. Bitteschön.

Prof. Dr. Maike Luhmann (Universität zu Köln, Department Psychologie): Ich beginne mit der Frage nach den Forschungsaufträgen, die Sie gestellt haben, Herrn Kern. Ich möchte das, was Frau Prof. Dr. Leyendecker zu der Evaluation von Maßnahmen und grundsätzlich zur empirischen Überprüfung von Behauptungen gesagt hat, unterstützen. Es wird immer sehr viel behauptet, dass es so oder so sein müsse. Dazu haben wir die Wissenschaft, solche Dinge empirisch nachzuprüfen.

Es gibt sehr große Qualitätsunterschiede, Maßnahmen zu evaluieren. Ich möchte kurz für die Psychologie als absolute Experten in Evaluation werben. Das ist bei uns sogar ein eigenes Fach. Wir kennen uns da wirklich aus. Wir wissen, man muss Kontrollgruppen bilden. Man kann nicht einfach nur eine Maßnahme durchführen, die Leute hinterher befragen, und man denkt, man hat irgendwelche Erkenntnisse. Da kann man Geld sicherlich sehr sinnvoll investieren.

Darüber hinaus ist heute deutlich geworden, dass es extrem viele unterschiedliche Konstellationen und Bedürfnisse gibt und keine Familienkonstellation gibt, die per se besser ist als eine andere. Das bedeutet im Umkehrschluss auch: Es gibt innerhalb einer bestimmten Familienkonstellation Beispiele, wo etwas sehr gut läuft, und andere Beispiele, wo die Rahmenbedingungen objektiv vielleicht die gleichen oder ähnlich sind, wo es aber nicht so gut läuft. Heute Morgen kam von Herrn Dr. Frädrich die Anregung, auch auf die zu schauen, bei denen es gut läuft, um von denen zu lernen, und nicht immer auf die zu achten, bei denen es nicht gut läuft.

Was uns meines Erachtens noch fehlt, sind Daten, wie Familien ihren Alltag ganz konkret gestalten, und zwar Daten, die gut erhoben wurden, die alltagsnah erhoben wurden, nicht indem man die Leute einmal befragt und sie bittet, nachträglich einzuschätzen, wie sie ihren Alltag gestalten. Es gibt ganz gute Methoden, sie im Alltag mit verschiedenen Instrumenten zu begleiten und dabei zu versuchen, möglichst repräsentativ alle möglichen Familienkonstellationen zu erfassen. Dazu zählt auch eine Konstellation, die noch gar nicht zur Sprache gekommen ist, zum Beispiel gleichgeschlechtliche Elternpaare, über die wir noch sehr wenig wissen, die aber auch Kinder haben. Ich glaube, dass man aus einem so reichen Datenschatz sehr viele Fragen beantworten könnte, die heute aufgekommen sind.

Eine weitere Frage, auch von Ihnen, Herrn Kern, war nach der sozialen Unterstützung unter anderem durch Ehrenamt. Das bezieht sich auf meine schriftliche Stellungnahme. Da habe ich unter anderem angesprochen, dass soziale Unterstützung oder ein soziales Unterstützungsnetzwerk sehr wichtig für Familien sind. Das wird häufig durch Großeltern abgedeckt. Durch die zunehmende Mobilität haben nicht immer alle die Großeltern in der Nähe. Das heißt: Andere Personen oder Institutionen müssen einspringen.

Zum Ehrenamt: Meines Erachtens gibt es eine ganz große Ressource, die man wahrscheinlich noch viel besser nutzen könnte. Das sind jüngere, noch rüstige Rentner, die sich vielleicht gern mit Kindern umgeben. Da gibt es Initiativen – ich bin nicht die Erste, die die Idee hat –, so etwas wie Hausaufgabenbetreuung, Patenschaften. Wir alle werden heute so alt. Mit Ende 60, Anfang 70 sind sehr viele noch fit genug, haben Zeit, haben Lust, sich zu engagieren. Ich glaube, dass davon sehr viele profitieren könnten und gerade auch die Großeltern ersetzen könnten, die vielleicht nicht in der Nachbarschaft leben.

Es gibt noch eine kurze Frage von Herrn Dr. Kerbein zum positive thinking. Ich habe erwähnt, dass der Begriff ein bisschen negativ besetzt ist. Es gibt Bücher, die so heißen. Es kommt oft so rüber, als müsse man einfach nur positiv denken und alles würde sich irgendwie von selber regeln und man würde glücklich werden. So leicht ist es natürlich nicht. Es ist gerade auch dann nicht hilfreich, wenn man in schweren Lebenskrisen ist, wenn man sich gerade trennt oder jemand gestorben ist. Dann hilft es nicht, positiv zu denken. Es löst jedenfalls nicht das Problem. Positiv zu denken ist schon ein Ansatz, aber es ist kein Allheilmittel. Deswegen ist dieser Begriff manchmal ein bisschen zu sehr gehyped worden. Er verdient es, berücksichtigt zu werden, aber er sollte schon in Relation gesehen werden.

Ich möchte eine Bemerkung zu dem Thema Religiosität abgeben, weil ich vorhin den Kopf geschüttelt habe. Es ist nicht Konsens in der Forschung, dass religiöse Menschen glücklicher sind als andere. Das ist nur in Ländern der Fall, in denen die Religiosität sehr hoch ausgeprägt ist. Das ist zum Beispiel in den USA der Fall. Daher kommen die meisten Daten. In Deutschland findet man das nicht – ganz wichtig. – Danke.

Amt. Vorsitzender Walter Kern: Danke. Auch wenn ich regelmäßig in die Landtagsandacht gehe: Lassen wir diese Aussage hier einfach so stehen. – Was mir besonders gefallen hat, ist, dass Sie deutlich darauf hingewiesen haben, dass man

Stärken verstärken sollte. Das ist etwas, wo wir in Nordrhein-Westfalen einmal gucken müssen: Was sind unsere Stärken? Wie können wir einen kumulativen Prozess erzeugen, damit sie auch in die Breite gehen? Was mir ebenfalls gefallen hat, war, dass Sie auf die nichtfamiliären Unterstützungssysteme eingegangen sind, worüber wir noch einmal nachdenken müssen. – Ich darf jetzt – und darüber freue ich mich besonders – Herrn Dr. Remi Stork das Wort geben, weil ich bei ihm den Slogan sehe: Querdenker sind keine Querulanten. Bitteschön, Sie haben das Wort.

Dr. Remi Stork (Evangelische Arbeitsgemeinschaft Westfalen-Lippe): Danke, Herr Kern. Ich muss einen Fehler einräumen. Ich habe heute Morgen gesagt, man sollte die Väter zur Teilzeit zwingen. Dieser Meinung bin ich überhaupt nicht. Ich habe das etwas im Überschwang gesagt.

Da sind wir schon bei der Grundfrage, die Herr Dr. Nacke eben aufwarf. Kann, soll Familienpolitik Familien zum Glück zwingen? Soll sie vorschreiben, was das gute Leben ist? Das soll sie natürlich möglichst vermeiden. Aber es ist schon richtig und wichtig, dass wir uns mehr darüber Gedanken machen müssen, wie wir es schaffen können, dass Väter Teilzeitmöglichkeiten ergreifen, mehr Erfahrungen mit kleinen Kindern machen, die ihnen selbst guttun, den Kindern guttun und den ganzen Familien guttun. Insofern würde ich die Väter nicht gern zwingend, wie ich es vielleicht verkürzend gesagt habe. Aber ich würde gern darüber nachdenken, wie wir es besser fördern können.

Das schließt an die große Frage an, die der Familienbericht wieder aufwirft, wie wir die Zeit von Familien im Lebenslauf anders denken können. Das hat Herr Bertram bei der Vorstellung des Familienberichtes schön interpretiert – große Veranstaltung. Er hat auch gesagt: Wir brauchen ein anderes Lebenslaufmodell. In der Phase, in der Kinder klein sind, und in der Phase, in der wir möglicherweise eigene Eltern oder Angehörige pflegen müssen, müssen Umwege besser möglich sein, damit wir nicht alles outsourcen müssen an die rumänische Mutter, die ihre Kinder vernachlässigen muss, um unsere Alten zu pflegen. Wir als Angehörige wollen und sollen uns selber kümmern. Dafür brauchen wir andere Möglichkeiten, als sie bisher da sind. Da reicht mir auch nicht Pffiffigkeit oder sonst etwas. Deswegen ist es schön, dass wir über Glück diskutieren.

Wir brauchen nicht nur die Idee, jeder ist seines Glückes Schmied, sondern wir brauchen einen vernünftigen Sozialstaat, der uns das ermöglicht. Gerade bei dem Beispiel wird es deutlich. Wir brauchen in dieser Lebensphase mehr Zeit. Ich habe gerade gelesen, dass zum Beispiel die Grünen darüber diskutieren, sowohl die Elternzeit auf zwei Jahre auszudehnen, die sich Mann und Frau teilen können, also auch die Rechte auf Teilzeit weiter zu stärken.

Ohne hier Parteipolitik machen zu wollen: Das zeigt, dass wir zwei Dinge brauchen. Für die, die es möchten, Möglichkeiten, länger zu Hause zu bleiben, und für die, die es gerechter im Geschlechterverhältnis aufteilen wollen, auch diese Möglichkeit zu stärken.

Wir lesen auch aus dem Landesfamilienbericht, in dessen Rahmen über 1 300 Familien gefragt wurden, wie sie gern leben möchten, dass sich sehr viele Paare die Ar-

beit mehr teilen möchten. Insofern sollten wir die Familie nicht zwingen, sondern es ihnen ermöglichen. So verstehe ich Wahlfreiheit.

Wahlfreiheit ist nicht: Wir tun gar nichts politisch. Jeder kann machen, was er will. Das ist das Zynische, dass wir sagen: wieso Wahlfreiheit? Nein, Wahlfreiheit muss man erst einmal teuer herstellen mit viel Politik, viel Geld, das man investieren muss, damit Wahlfreiheit für alle möglich ist. Frau Holz hat daran erinnert, für wen Wahlfreiheit vor allem nicht gilt, nämlich für die, die samstagsabends um 11 Uhr an der Kasse sitzen müssen. Wie gesagt, wir können lange darüber diskutieren. Ich gehe auch manchmal abends gern einkaufen. Wenn Studentinnen da sitzen, die Spaß daran haben, bis abends um 11 Uhr zu arbeiten, ist das sehr schön und manchmal sehr witzig. Die machen im Supermarkt Party. Das ist super. Wenn aber andere gezwungen werden, die keine Kinderbetreuung haben, wird es schwierig. Das zu der Frage zum Glück zwingen.

Klar geworden ist heute: Politik sollte nicht darüber nachdenken, ob sie Familien glücklich macht. Sie sollte aber die Basis herstellen für gutes Leben, für Wohlergehen, Wohlbefinden. Das Glück machen müssen die Menschen selbst. So habe ich es verstanden.

Ein letzter kurzer Satz zum Thema kinderreiche Familien. Frau Holz hat schon etwas zum Thema Vereinbarkeit gesagt. Wir als Familienverbände sind manchmal vielleicht ein bisschen blind auf diesem Auge. Das hat auch einen Grund. Es gibt vor allen Dingen zwei Gruppen von kinderreichen Familien: Migranten mit wenig Geld und vielen Kindern und Adelige mit viel Geld und vielen Kindern. Die brauchen nicht das Gleiche. Darauf müssen wir aufpassen.

(Zuruf)

– Ich lade Sie einmal ein zu einer Anhörung zum Thema kinderreiche Familien. Da sind die ganzen Adelligen da. Die Mütter haben alle promoviert und sind zu Hause, um sich um ihre sechs Kinder zu kümmern. Das ist ja auch schön. Das ist auch Wahlfreiheit. Ich will nur sagen: Nicht alle kinderreichen Familien sind gleich. Deswegen sind wir da, wie ich glaube, ein bisschen bescheiden, was das angeht und müssen das ein bisschen auseinander friemeln.

Amt. Vorsitzender Walter Kern: Das schätze ich so an Ihnen, dass Sie immer ein offenes Wort sprechen. Das wissen wir übrigens auch, dass etwa 50 % der Mehrkinderfamilien ein Armutsrisiko tragen und etwa 50 % aus Familien kommen, die nicht nur adelig sind, die aber Spaß daran haben, sich mit Kindern zu umgeben, um das einmal sehr neutral zu sagen. Ich selbst stamme aus einem fünfköpfigen Kinderhaushalt, übrigens sehr arm. Trotzdem ist aus allen etwas geworden. Das hat auch nichts mit Intelligenz zu tun, sondern mit Zugewandtheit der Mutter, um das sehr deutlich mitzugeben. – Ich freue mich, dass wir die Runde schließen können mit Fachfrauen. Frau Tanzer, Bitteschön.

Uta Tanzer (Lehrerin): Sie hatten uns nach den Auswirkungen gefragt, die wir uns von einem bedingungslosen Grundeinkommen versprechen, und welche Erwartungen wir daran haben. Grundsätzlich haben wir die Erwartung, dass man durch eine

gewisse finanzielle Absicherung mehr Zeitsouveränität bekommt, was für alle gilt, gerade für benachteiligte Familien.

Beim bedingungslosen Grundeinkommen sind oft 1 000 € pro Person im Spiel. Meine Familie wäre super dabei. Dann hätten wir schon mehr als jetzt mit zwei Kindern. Dann wären wir nämlich bei 4 000 €. Das ist gerade bei benachteiligten Familien eine Summe, die viel mehr Zeitsouveränität ermöglichen würde. Was wir uns nicht erwarten, ist, dass die Leute alle aufhören würden zu arbeiten.

Wir gehen davon aus, dass sich die Familien die Zeit anders einteilen, dass sie mehr Zeit für ihre Familie nutzen, vielleicht auch mehr Zeit für ehrenamtliches Engagement. Wir beide engagieren uns ehrenamtlich. Wir wissen aber auch, dass dabei ganz viel Zeit wekommt, die wir eigentlich für Familie und oder Beruf brauchen könnten, wo es auch wieder schwierig ist. Wir kennen auch einige, die sich gern mehr ehrenamtlich engagieren würden, die das aber nicht können, weil sie beruflich oder familiär zu stark eingespannt sind. Es würde dazu führen, dass viel mehr Menschen das machen würden, was ihnen Spaß macht, auch beruflich, und damit Geld verdienen, was auch nicht so schlecht wäre, weil es glücklich macht.

Wir erhoffen uns von einem bedingungslosen Grundeinkommen eine größere Gleichberechtigung. Denn Frauen und Männer in der Partnerschaft haben gleich viel Grundeinkommen zur Verfügung und die Kinder auch. Also ist erst einmal die finanzielle Ausstattung gleich. Es gibt nicht mehr dieses Hierarchiegefälle: Der eine verdient und der andere macht die Pflegearbeit. Es mag sein, dass das in manchen Familien kein Problem ist. Ich glaube schon, dass das in vielen Familien ein Problem ist, diese finanzielle Unabhängigkeit zu haben. Die hätte dann jeder. Es wäre weniger Hierarchie zwischen den Geschlechtern da. Es wäre vielleicht auch weniger Adultismus in Familien da. Es wäre ein Vorteil für die Kinder, dass Kinder nicht benachteiligt sind, weil sie jünger sind. Man müsste sehen, wie das ausgestaltet wird.

Es hätte mit Sicherheit eine Stärkung der Selbstverantwortung zur Folge, weil man sich selber mehr entscheiden muss und in manchen Bereichen vielleicht weniger Zwänge sind. Wir glauben auch, dass es eine positive Auswirkung auf das Arbeitgeberverhalten hätte. Denn die Arbeitgeber müssten sich überlegen, wie sie so attraktive Arbeitsbedingungen schaffen, dass die Leute noch bei ihnen arbeiten wollen. Darüber müsste man auch nachdenken. – Habe ich etwas vergessen?

Ich würde mir gern eine kurze Bemerkung abseits von dieser Frage erlauben und etwas zum Thema Schule sagen. Das ist mein täglich Brot. Ich bin Lehrerin. Im Bereich Schule muss ganz viel passieren. Vor brauchen wir kleinere Klassen. Wir müssen auf die Qualität setzen. Das kostet aber Geld. Das, was ich in den letzten Jahren in der Schule erlebt habe, ist: Wir müssen immer mehr machen mit immer weniger Ressourcen. Da fällt einfach viel hinten rüber. Das stimmt. Deswegen hätte ich den Wunsch an den Schulausschuss, da einmal nachzubessern.

Amt. Vorsitzender Walter Kern: Ja, wir werden das sicherlich mit unseren Kollegen in den Fraktionen, das ist ja Tagesgeschäft, besprechen. Das ist sogar versprochen. – Ich würde die Expertenrunde nicht sofort schließen, sondern unsere Experten fragen: Haben Sie noch einen Hinweis der noch nicht angesprochen worden ist, gerade

weil Sie in der letzten Runde nicht an der Reihe waren? Haben Sie noch etwas Wichtiges, was wir zu Protokoll nehmen müssen?

(Tobias Bendfeld [Diakonisches Werk des Ev. Kirchenkreises Steinfurt-Coesfeld-Borken e.V.]: Das macht das Fass für alles offen! Da kann ich ja den Rundumschlag machen!)

– Sie haben ein besonderes Rederecht.

Tobias Bendfeld (Diakonisches Werk des Ev. Kirchenkreises Steinfurt-Coesfeld-Borken e.V.): Wir haben ganz viele Wortmeldungen gehabt. Ich würde jetzt nicht erneut ein riesiges Fass aufmachen wollen.

Ich bleibe bei dem Thema Schule und gehe trotzdem kurz davon weg. Mir wird beim Thema Schule zu viel von Beschulung gesprochen. Aus meiner Erfahrung ist es so, dass sich Schüler am Schulort aufhalten, dass aber ganz wenig originär nur Schule ist, sondern alles Mögliche darum herum. Eben ging es darum, so habe ich es verstanden, was ein kontrollfreier Raum ist. Den brauchen aus meiner Sicht die Jugendlichen und Kinder. Den muss es auch am Schulort geben, auch wenn es nicht originär Beschulung ist.

Das hat zur Folge, dass wir die Hilfssysteme, die wir haben und die hier in Teilen auch vertreten sind, mehr diesem Schulort und den handelnden Personen dort zuzuordnen müssen. Das heißt: Lehrer müssen das jetzt nicht auch noch machen – ich sage das einmal so salopp –, sondern die Frage lautet: Was sind die Kompetenzen, die wir sehr wohl haben? Wie müssen sie sich wieder mehr dem Ort zuordnen, an dem die handelnden Personen sind? Das ist es eben nicht originär Schule, sondern es geht darum, sich dem Ort zuzuordnen, wo die Personen, um die es geht, da sind. Dafür wäre es wichtig, dass es nicht originär Schule, sondern Freiräume an diesem Ort gibt. – Das als kurze Einlassung. Danke.

Amt. Vorsitzender Walter Kern: Danke. Das war der Hinweis darauf, dass Schule auch Lebensschule sein soll. So darf ich das vielleicht zusammenfassen.

Ich möchte mich bei allen Expertinnen und Experten bedanken, dass Sie uns heute wichtige Impulse gegeben haben. Das wird uns in der Kommission weiter beschäftigen. Wenn Sie das Bedürfnis haben, weil Sie wissen, dass diese Kommission arbeitet, noch etwas zu ergänzen, schicken Sie eine E-Mail an unser Büro. Wir hoffen jedenfalls, dass wir mit Ihrer Hilfe im Frühjahr 2017 ein angemessenes Ergebnis der Öffentlichkeit vorstellen können und dass es in das Hausaufgabenheft unserer Rechtsnachfolger hier im Landtag kommt. Der liebe Gott hat dem Zeugnistag den Wahltag davor gestellt.

Ich darf Sie hier entlassen, muss aber die Kommissionsmitglieder bitten, die weitere Tagesordnung mit mir abzuarbeiten.

(Zuruf: Wann kommt eigentlich das Abendessen?)

– Wir sind exakt im Zeitplan. Wir werden es schaffen, weil ich davon ausgehe, dass wir ab 15.17 Uhr hier die weitere Tagesordnung behandeln werden.

gez. Ingrid Hack
Vorsitzende

gez. Dr. Anette Bunse
Stellv. Vorsitzende

gez. Walter Kern
Amt. Vorsitzender

15.12.2015/05.01.2016

50

